

air

3

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1, - M * 1980





*Unseren herzlichen Glückwunsch
zum Internationalen Frauentag!*

Foto: L. Jakutin

Was ist Sache?

Was war der kalte Krieg, an den jetzt manchmal wieder erinnert wird? Soldat Hartmut Fischer

In der Tat: Die Verschärfung der internationalen Lage durch die imperialistischen Mächte, voran die USA, birgt die Gefahr eines Rückfalls in den kalten Krieg. Eben deshalb Ihre Frage. 1962 geboren, haben Sie das Licht dieser Welt zwar auf einem Höhepunkt des kalten Krieges – der Karibischen Krise – erblickt, aber schon Ihre Schulzeit fiel wesentlich in die nachfolgende Entspannungsperiode. Krieg hat etwas mit Kriegen zu tun.

Und es war viel, sehr viel, was der Imperialismus verloren hatte und wiederkriegen wollte: Die zur Weltmacht gewordene Sowjetunion, deren Ansehen durch den Sieg über den Faschismus sprunghaft gewachsen war. Das sozialistische Weltsystem, das sich nach 1945 herausgebildet hatte und ein Drittel unseres Erdballs umfaßte. Das einstige Kolonialsystem, das unter dem Einfluß des Sozialismus am Zerfallen war. Dieser Vormarsch der revolutionären Kräfte, dieser sozialistische Siegeszug wirkte alarmierend auf das internationale Monopolkapital. Wieder einmal machte die Reaktion mobil. Diesmal, indem der Weltimperialismus den kalten Krieg entfesselte.

Was aber war das?

Es war dies der mit ungeheurem Aufwand und großer Zielstrebigkeit unternommene Versuch, den Sozialismus mit einer weltweit koordinierten Aktion in seinem Voranschreiten aufzuhalten, ihn auf seine Ausgangspositionen zurückzuwerfen, als weltpolitischen Faktor und als gesell-

schaftliche Alternative auszuscheiden bzw. zur Bedeutungslosigkeit herabzumindern. Kurzum, es war der bis dato größte Versuch des Weltimperialismus, sich als geschlossene Front zu formieren und gemeinschaftlich an allen Fronten anzugreifen. Vergleichen wir: Die erste Intervention gegen den jungen Sozialismus vereinigte 14 kapitalistische Staaten. Der zweite Überfall erfolgte durch die Koalition der faschistischen Mächte. Den kalten Krieg hingegen begann praktisch die gesamte kapitalistische Welt.

Mit allem, was ihr zu Gebote stand.

Mit einer Wirtschaftsmacht, die nur wenig unter dem Krieg gelitten hatte und sich in voller Entwicklung befand. Mit jahrzehntelangen Erfahrungen in der antikommunistischen Propaganda, in Spionage und Sabotage, im Aufeinanderhetzen der Völker, im Schüren von Spannungen und Krisen. Mit einem in der NATO und anderen Pakten vereinigten Militärpotential, über Jahre auch mit dem Atombombenmonopol. Alles das wurde zur Verschärfung der internationalen Lage eingesetzt, um damit wiederum Vorwände zu schaffen für die eigene Ausrüstung, für die Vorbereitung und Entfesselung geplanter Aggressionen gegen den Sozialismus.

Und dennoch – in einer Anstrengung von wahrhaft gigantischem Ausmaß hat der Sozialismus, insbesondere aber die UdSSR, alle gegen ihn gerichteten Angriffe vereitelt. Am Ende

der 60er Jahre hatte der Imperialismus den mit so großen Hoffnungen begonnenen kalten Krieg politisch verloren, militärisch nicht entscheiden und wirtschaftlich nicht aushalten können. Das Kräfteverhältnis hatte sich weiter zu unseren Gunsten verändert. Der Imperialismus war gezwungen worden, sich der neuen Lage anzupassen. Es begann das, was wir den Entspannungsprozeß nennen. Der Imperialismus mußte die Grenzen seiner Macht erkennen, es gelang ihm nicht, den kalten Krieg in einen heißen Krieg mit seinem atomaren Inferno zu verwandeln. Und um den Bogen zum Heute zu schlagen: Es gelang ihm auch fortan nicht, seine Klassenziele zu verwirklichen, nämlich den Sozialismus von innen her zu zersetzen und die sozialistische Gemeinschaft aufzuspalten.

Auf diese Bilanz, zu der gerade auch die sozialistischen Streitkräfte ihren aktiven Beitrag geleistet haben und leisten, gründet sich der Optimismus, mit dem wir – wie Genosse L.I. Breshnew es in seinem „Prawda“-Interview sagte – in die Zukunft blicken. An uns Soldaten ist es dabei, wachsamer denn je zu sein und stets gefechtsbereit. Denn Frieden bleibt nur, Frieden wird nur, wenn es uns auch weiterhin gelingt, ihn dem Imperialismus aufzuzwingen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Keine Engel, keine Heiligen, keine Heroen ...



**FREIHEIT FÜR ERNST THÄLMANN!
FREIHEIT FÜR ALLE OPFER DES HAKENKREUZ-TERRORS!**

Die Illustration von Bruno Fuck entnahmen wir aus „Ernst Thälmann. Eine Biographie“, herausgegeben vom Dietz Verlag.

..., sondern Menschen wie alle – das sind die Führer der Arbeiter. Der, der das während seines Wirkens für die revolutionäre proletarische Partei schrieb, hieß Lenin. Und der Genosse, auf den diese Worte wie auf keinen anderen passen, war Ernst Thälmann. Am 16. April vor 94 Jahren wurde er geboren. Sein Lebensinhalt diente ausschließlich dem Aufstieg der Arbeiterklasse, dem Kampf gegen Ausbeutung und der Verteidigung der Volksinteressen. Und dennoch war und blieb er „der einfache, mit seiner Klasse durch Denkungsart und Lebensgewohnheit fest verbundene klassenbewußte Arbeiter“.

Thälmanns reichen Erfahrungsschatz vermitteln will die jüngst erschienene, bisher umfangreichste Biographie, herausgegeben von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Günter Hortschansky und Walter Wimmer beim Dietz Verlag. 137 Abbildungen bereichern das Werk. Nur wenige werden die doch immerhin 800 Seiten wie einen Roman bewältigen, obwohl sie genauso spannend sind. Aber beim Immer-wieder-Nachschlagen könnt ihr den ganzen Fundus ausschöpfen, dann stoßt ihr auf Sätze wie: „Die Jugend hat eine andere Ideologie als die erwachsene Arbeiterschaft. Man muß verstehen, die Jugend zu behandeln.“ Oder: „Sind etwa junge Arbeiter weniger wichtig, Entscheidungen herbeizuführen, als die Alten?“ Oder: „Ihr könnt die Jugend nicht heranzuführen an die Endschlacht, ohne sie zu mutigen Kämpfern zu erziehen, ohne sie durch die Teilkämpfe für höhere Aufgaben zu mobilisieren.“

Bei keinem sollte diese Biographie fehlen, der sich auch nur entfernt dafür interessiert, warum unsere Republik unsere Republik wurde, sprich: für unsere Geschichte.

Jetzt ist Marlene dran, die Tochter des LPG-Schmieds. Wir machen also nicht nur geschichtlich gesehen einen gewaltigen Sprung. Also Marlene ist auf der Suche nach ihrem Glück. Zuerst beim Tanz im Dorfkulturhaus, wo sie in ihrem neuen Chinabrokatkleid den alten Schulkumpel Klaus wiedertrifft. Aber der muß bald zur Fahne, und da geben Marlenes Kolleginnen aus der Molkerei ihr schon für das Verlobungsgeschenk gespartes Geld anderweitig aus. Dann im HO-Café „Haus Vaterland“; Marlene ist inzwischen im Isolierwerk. Hier kommt Uwe ins Spiel. Doch bevor der noch von nahenden Vaterfreuden erfahren kann, hat er in Richtung Afrika angeheuert. Marlene wacht auf und findet ihr Glück endlich auf Wegen, die sie zu sich selber führen.

Die „Marlene Lenski“ (1975) und der „Rapport über eine Beat-Oma“ (1978) sind für mich die Knüller aus Gotthold Glogers schmalem Erzählband „Das Rübenfest“, Eulenspiegel Verlag. Da gerade das Wort Knüller fiel, selbiges paßt auch auf das transpress-Taschenlexikon „Mein PKW von A-Z“, herausgegeben vom Verlag für Verkehrswesen. Von A wie Abblendlicht über T wie Triebwerksanordnung bis Z wie Zylinderkopfdichtung sowie in etlichen Anhängen findet man sehr vieles. Aber ich warne euch: beginnt keinen Marathon durch einschlägige Büchladen, fragt lieber gleich bei eurer Bibliothekarin nach.

Ähnlich einem Lexikon hat der Militärverlag der DDR in seiner Serie über die Armeen des Warschauer Vertrages jetzt einen Wissensspeicher über die Streitkräfte der ČSSR vorgelegt, „Die Tschechoslowakische Volksarmee“. Ein

allgemeininteressierendes Nachschlagewerk, nicht nur für Armeeangehörige.

Bevor ich zum Notenteil übergehe, noch ein Tip aus dem Aufbau-Verlag, Edition Neue Texte. „Josua läßt grüßen“ und „Der Bungalow“ – zwei Stücke von Fred Wander, ja richtig, von Maxi Wanders Mann, die mit ihren Protokollen über Frauen erst unlängst Eindruck hinterließ. Fred Wander, 1917 in Wien geboren, 1939 in Frankreich interniert, nach Deutschland ins KZ Buchenwald deportiert, lebt seit 1955 freischaffend in unserer Republik. Die beiden vorliegenden Stücke, obwohl inhaltlich grundverschieden, haben dies gemeinsam: psychologische Einfühlsamkeit und moralische Unbestechlichkeit.

Nun also zur Platte. Dreimal Amiga, dreimal sehr Verschiedenes, dreimal sehr Erfreuliches. Die Wertung also vorneweg.

Da wäre zunächst Günther Fischer, Musiken aus Filmen (855698). Nicht nur, daß der Meister allein sechs Instrumente beherrscht, nämlich Flöte, Alt-Saxophon, Tenor-Saxophon, Piano, Synthesizer und Mellotron, er hat auch Stimme. Seine Namensvetterin, die Veronika, unterstützt ihn ab und zu, was das Singen betrifft, ebenso wie die sehr talentierte Regine Dobberschütz und Marion Scharf. Da es sich um ein Sextett handelt, will ich euch die Namen von Fischers Musikern natürlich nicht verschweigen: Hans-Joachim Graswurm (Trompete, Flügelhorn), Axel Donner (Piano), Fred Baumert (Gitarre), Wolfgang Greiser (Baßgitarre, Tuba) und Wolfgang Schneider (Schlagzeug, Perkussion). – Musik, deren ganze Fülle man nicht beim ersten Reinhören erfaßt. Fischers Kompositionen sind wie er: sympathisch, optimistisch, klug. Nur schade, daß diese sehr gute Produktion in einer derart lieblosen Hülle steckt.

„Brabec“ (856711), die Gruppe aus der ČSSR, spielt Country Music, international bekannte und Traditionals, neu arrangiert von Brabec-Musikern. Da wir mit Platten dieses Genres bisher nicht ge-

rade überschüttet, geschweige denn verwöhnt wurden, kann ich euch nur raten, greift zu. Gern hätte ich auch einige Informationen über die Gruppe auf der Plattentasche gelesen, aber leider – kein einziges Wort.

Da sind unsere nächsten Interpreten schon besser bedient worden. „Barbara Kellerbauer & Gruppe“ heißt schlicht deren erste Langspielplatte (845160). Nach sechsjähriger Zusammenarbeit zwischen Sängerin und ihren Musikern Norbert Förster, Arno Schmidt, Rainer Gäbler und Torsten Uhl wird uns, den Hörern, eine sehr reife Leistung angeboten. „Sie singt mit Gefühl, Verstand und Stimme die Erfahrungen einer jungen Frau unserer Tage“ heißt es auf der Plattentasche. Ich kann es nicht besser sagen.

Eine bessere Jahreszeit aber steht uns ins Haus, besser zum Wachestehen, für Spaziergänge und für eine Parkbankbenutzung. Verköhlt euch nicht. Tschüß

*Eure
Bibliothekarin*

Literatur, die – solltet ihr sie nicht euer eigen nennen – es wert ist, geliehen zu werden:

„Phönix“ – Erzählungen aus Peru (Aufbau ENT);

„In deinem Schmerz seh ich den neuen Tag“ – Prosa und Lyrik chilenischer Künstler im Exil (Aufbau ENT);

„Brasilianischer Romanzero“, Ulrich Becher (Aufbau-Verlag);

„Portugal: die Nelken sind verwelt“, Jacques Fremontier (Aufbau-Verlag);

Gedichte aus Moçambique (Reclam)

*Es blinkt in den Staubfahnen
rollender Panzer, beobachtet Soldaten
in ihrer Freizeit, nimmt Dokumentari-
sches auf. Dieses dritte Auge
nutzen 25 Berufsunteroffiziere,
Fähnriche und Offiziere in der
Zentralen Arbeitsgemeinschaft
Amateurfilm der Landstreitkräfte der
NVA.*



Das dritte Auge

DIE TOTALE . . .

. . . ist ein großes Bild, das für AR-Seiten schwer nutzbar ist, denn wie sollte man 20 Jahre – so lange besteht diese ZAG bereits – amateurfilmischen Geschehens darstellen? Deshalb Klappe für eine nur kurze Einstellung in der Totalen. 230 Filme wurden seit der Stunde Null gedreht. Zu den Pionieren gehörte unter anderen auch der Armeeschriftsteller Oberstleutnant Walter Flegel, und heute noch dabei sind die beiden Betreuer Hans-Wolfram Räddecke, Leiter der Fachrichtung Kamera an der Hochschule für Film und Fernsehen, und der Komponist Hel-

mut Nier. 28 größere Auszeichnungen und Preise haben die Genossen der ZAG bereits erfilmt. Und außerdem dürfen sie sich „Ausgezeichnetes Volkskunstkollektiv der DDR“ nennen.

DIE HALBTOTALE

Mit ihr rückt man schon etwas näher ans Geschehen heran. In diesem Falle hinunter, nämlich in den Keller. Hinter zwei feuersicheren Türen verbergen sich die Schätze dieser Amateurfilmer. Für den Erstbesucher ist das beeindruckend. Mehrere Türme blanker Filmbüchsen lagern ordentlich in Regalen. Scheinwerfer und Fotoleuchten verschie-

denster Art stehen herum. Zwei riesige Schneidetische sind dazu angetan, den Begriff „Amateurfilmstudio“ zu vergessen. Kameras, Projektoren und deren Zubehör bezeugen, daß die NVA großzügig Mittel bereitstellte.

HALBNAH

1. Szene, 1. Einstellung: Im Kellerstudio. Wieder einmal sind sie zu ihrem vierteljährlichen Treffen aus den Truppenteilen angereist. In ihrem Gepäck sind neue Filme, die vom Kollektiv bewertet werden sollen. Lob erhält zum Beispiel Fähnrich Heidrich für das Porträt eines Kulturistik-sportlers. Eine einfühlsame Bild-



sprache. Auch die Musik wurde gut ausgewählt. Kritisches hingegen mußte Hauptmann Burkhard zu seinem Film „Pioniermanöver“ hinnehmen. Thema und Absicht gehen daraus nicht klar hervor. Einige Längen verschieben den Schwerpunkt der Aussage. In vielen Fällen nimmt sich das Kollektiv solch einen Film noch einmal vor. So kann nach Überarbeitung doch noch ein gelungenes Werk entstehen. Und manches Herz blutet, wenn die Schnittschere unbarmherzig gerade jene Einstellungen kappte, in die man verliebt war. Fast alle Genossen der ZAG leiten in ihren Truppenteilen einen

Schmalfilmzirkel – und das mit Besessenheit. Diese frischt ihr Interesse für die laufenden Bilder immer wieder aufs neue auf.

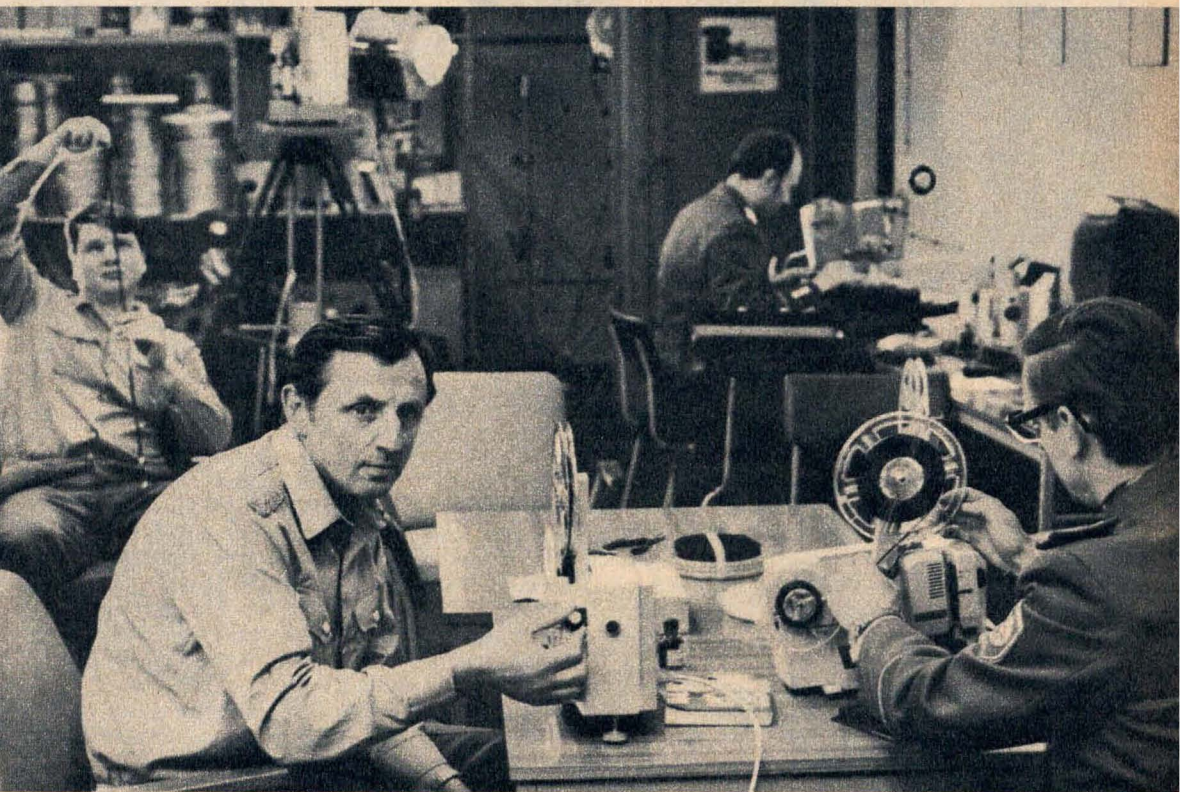
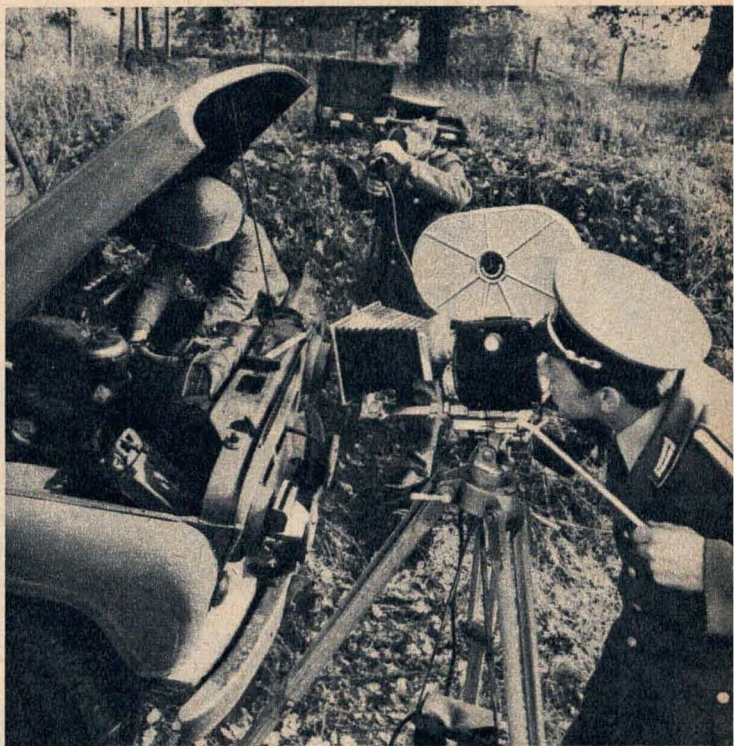
NAH

Aus dieser Entfernung betrachtet, erhebt sich bestimmt bei manchem Leser die Frage nach dem Wert solch einer Freizeitbeschäftigung. Der Leiter der ZAG, Major Eberhard Derlig, ist um eine Antwort nicht verlegen.

Zunächst ist es die Freude bei den Männern mit den schnurrenden Kisten, schöpferisch zu sein. Immer wieder reizt es sie, mit der Kamera Menschen in ihren Ver-

haltensweisen zu beobachten, militärisches Leben verdichtet auf den Film zu bannen. Mit den Streifen, die in den letzten fünf Jahren entstanden, wurden etwa 150000 Zuschauer erreicht. In Diskotheken, während Klubveranstaltungen, im Politunterricht und in der militärischen Ausbildung sind die Filme dieser ZAG gefragt. Das trifft ebenfalls auf die Zirkel in den Truppenteilen zu. Auch hier werden viele Meter Filmmaterial belichtet, jedoch nicht auf Teufel-komm-raus, sondern nach einem Themenplan, der vom Leiter der Politischen Verwaltung bestätigt wurde. Nicht jeder Film gelingt so

wie „Geschichten um die Uniform“ von Hauptmann Stauffenbiel. Eine Satire, die Untugenden mancher uniformierter Zeitgenossen aufspießt. Der erzieherische Wert ist unbestritten. Hauptmann Stauffenbiel bewies auch noch mit einem anderen Film, welchen Nutzen die Schmalfilmerei neben dem Spaß haben kann. Es versteht sich von selbst, daß immer exakt nach Drehbuch gearbeitet wird. Die Idee zu diesem Ausbildungs-film, denn ein solcher sollte es werden, war: Im ersten Teil wird eine Komplexausbildung mit all den wiederkehrenden Fehlern gezeigt. Der zweite Teil des Films stellt anschaulich dar, wie effektiv die Ausbildung verlaufen kann, wenn typische Fehler vermieden werden. Dieser Film gelang. Der Kommandeur würdigte es spontan mit einer Prämie. Die meisten Filmmeter werden



in der ZAG von Fähnrich Droigk belichtet. Scherzhafte Charakteristik: Er geht mit seiner Kamera sogar schlafen. Wahr ist, daß Genosse Droigk die Schmalfilmkamera immer in seinem Marschgepäck hat, wenn seine Einheit ins Gelände fährt. Bild-dokumente entstehen, und manches Mal auch ein bißchen Kunst. Für die Kompanieklubs und manche Ausbildungsstunde sind die Filme von Fähnrich Droigk eine Bereicherung.

GROSS

Mit der Großaufnahme geht die Kamera so nahe heran, daß man mitunter die Poren im Gesicht der Darsteller erkennen kann. Groß heraus kam die ZAG mit den Filmen „Da lacht der General“ (das war übrigens ein Spielfilmversuch), „Beimler-Soldaten“, „Was ist Sache?“ und „Entscheidung mit 18“. Und

auch die beiden jüngsten Werke zeugen von ziemlich umfangreicher Filmerfahrung. „BMECTE heißt: zusammen“ berichtet reportagehaft über einen Brückenbau, der gemeinsam von NVA- und sowjetischen Pionieren gemeistert wurde – also ein Dokument der Waffenbrüderschaft. „... und nicht nur Mittwoch um halb drei“ formuliert unaufdringlich unseren Soldatenauftrag. Bemerkenswert ist die Musik zu diesem Film. Der Komponist Helmut Nier schuf sie gemeinsam mit der Combo des NVA-Singeklubs „Arthur Ladwig“. Es ist eine zarte, beinahe verspielte Klaviermusik, die man eigentlich zu diesem Thema gar nicht erwartet. Und darin wohl besteht ihre Wirkung. Auch in solch schwierigen Genres wie Satire und Humoreske, im Trick- und Realfilm versuchten sich die uniformierten Filme-

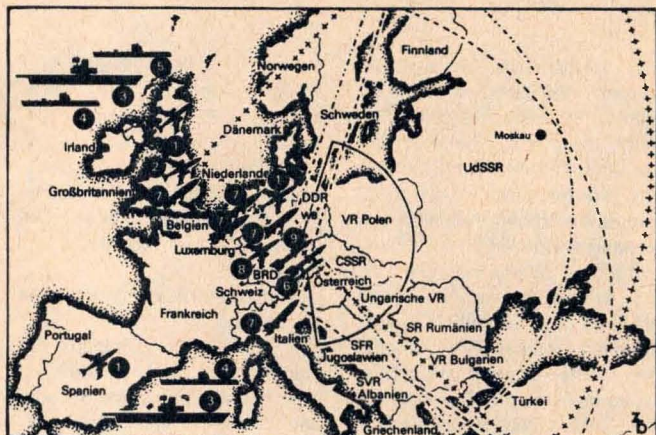
macher. Der 16-Millimeter-Film „P-3“ hat immer wieder Lacherfolge. Der „Hauptdarsteller“ dieses Films ist das Reinigungsmittel P-3. Seine Verwendungsvielfalt, wie sie im Film überhöht dargestellt wird, ließe jeden Gebäudereiniger vor Neid erblassen.

„Der faule Krieger“ begeisterte als Einlage in vielen Diskotheken. Es ist ein Trickfilm mit Flachfiguren, und er verweist humoristisch auf immer wieder neu zu erstrebende Soldatentugenden.

Diese Amateurfilmer betrachten ihr Steckpferd vorwiegend als eine ideologisch-politische Aufgabe, die außerdem noch großes Vergnügen bereitet. Mögen die schnurrenden Kisten sie auch die nächsten 20 Jahre begleiten.

*Oberstleutnant
Wolfgang Matthées
Fotos: Manfred Uhlenhut*





Auf Moskau und Leningrad

Von den laut NATO-Beschluß vom 12. Dezember 1979 für Westeuropa vorgesehenen 464 „Cruise Missile“ sollen 96 und von den geplanten 108 „Pershing 2“ sollen alle in der BRD stationiert werden. Die NATO verfügt bereits heute über ein beträchtliches Kernwaffenarsenal auf unserem Kontinent (Grafik). Dazu zählen Jagdbomber der USA (1), strategische Bomber Großbritanniens (2), US-Flugzeugträger (3), der NATO unterstellte Raketen-U-Boote der USA (4) und britische Raketen-U-Boote (5). Die geplante Stationierung der „Pershing 2“-Raketen in der BRD (6) sowie der Marschflugkörper in der BRD, Belgien, den Niederlanden, Großbritannien und Italien (7) stellt eine zahlenmäßige Erhöhung des USA-Kernwaffenpotentials in diesem Raum durch qualitativ neue Waffensysteme dar. Aber auch mit solchen Waffen wie dem Jagdbomber „Tornado“ bei der BRD-Luftwaffe (8) werden weitere Kernwaffen-träger in den NATO-Streitkräften eingeführt. Die „Pershing 2“ ist eine Weiterentwicklung aus der schon in der BRD stehenden „Pershing 1A“ (9). Ihre Reich-

weite wurde auf 2500 km erhöht. Sie soll, von einer mobilen Rampe gestartet, nach einem zunächst ballistischen und in der Endphase entsprechend eingegebenem Programm gelenkten Flug von vier bis zwölf Minuten bei einer Abweichung von nur 25 m Ziele mit einem Kernsprengkopf bis 20 kt TNT vernichten. Eine Reichweite bis zu 3700 km soll die „Cruise Missile“ haben. Nach dem Abschluß von See, vom Boden oder aus der Luft tastet sie sich mit Hilfe einer Peilanlage und eines Bordrechners auf einer vorprogrammierten Flugbahn ins Ziel. Sie kann in einer Höhe von nur 20 bis 150 m fliegen und auch mit einem atomaren Sprengkopf ausgerüstet werden. Diese Waffen wurden entwickelt, um nicht nur von den USA und einigen Stützpunkten aus mit interkontinentalen Raketen, deren Zahl durch SALT II begrenzt würde, Ziele in der UdSSR zu vernichten. Ihre Einführung soll, wie US-Kriegsminister Brown erklärte, dazu dienen, bis Mitte der achtziger Jahre eine allgemeine militärische Überlegenheit der NATO über den Warschauer Vertrag zu erreichen.

Zusätzliche Mittel in Höhe von drei Millionen Dollar hat USA-Präsident Carter aus dem Staatshaushalt zur Verfügung gestellt, damit die amerikanischen Hetsender „Voice of Amerika“ und „Radio Liberty“ ihre Sendungen in Arabisch und Farsi (Sprache des Iran) verstärken konnten. Davon gingen zwei Millionen an „Radio Liberty“, um Sendungen in den 50 verschiedenen Sprachen der Moslems in die Sowjetunion auszustrahlen. Mit der restlichen einen Million wurden die für den Iran bestimmten Sendungen in Farsi unter anderem auf täglich zehn Stunden erweitert.

Fortgesetzt werden, wie die „Times“ berichtete, vom britischen Kriegsministerium die Versuche mit chemischen und bakteriologischen Kampfstoffen. Dabei gibt es eine enge Zusammenarbeit mit anderen NATO-Staaten. Der Zeitung zufolge wurde unweit der Stadt Portadown im Südwesten des Landes ein neues Versuchsgelände eingerichtet, auf dem Kampfstoffe getestet sowie britische Militärangestellte und Truppen aus anderen Paktländern unter Bedingungen eines chemischen Krieges ausgebildet werden. Wie außerdem bekannt wurde, wird in Großbritannien weiterhin intensiv an der Entwicklung neuer chemischer und bakteriologischer Massenvernichtungsmittel gearbeitet. Es sollen auch Kampfstoffe hergestellt werden, die auf Umweltbedingungen einwirken.

Die Streitkräfte Frankreichs setzen sich nach Angaben aus der BRD wie folgt zusammen: Heer 319750 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften; Luftwaffe 100800; Gendarmerie 77300 und Marine 68250. In den sogenannten Nuklearstreitkräften dienen 17800 und in den taktischen Atomverbänden 7200 Mann. Außerhalb des Landes stehen noch 17300 Armeeeingehörige.

Abgelöst werden in der Bundeswehr die 28 Batterien „Nike“-Raketen durch das System „Patriot“. Dabei handelt es sich nach BRD-Presseberichten um „das teuerste Flugkörper-Projekt aller Zeiten“. Jede Feueereinheit der „Patriot“ werde „einen dreistelligen Millionenbetrag verschlingen“. Das von der USA-Firma Raytheon produzierte Waffensystem will die NATO von westeuropäischen Rüstungskonzernen

nachbauen lassen. Als Leitfirma in der BRD wurde vom Bundeswehrministerium Messerschmitt-Bölkow-Blohm festgelegt.

Spanien wird seine Militärausgaben um 25 Prozent erhöhen, erklärte Streitkräfteminister Sahagun in Madrid. Er betonte, daß es für sein Land unmöglich sei, eine Politik der „militärischen Neutralität“ zu verfolgen. Ungeachtet eines möglichen NATO-Beitritts habe der Ausbau einer eigenen Rüstungsindustrie Vorrang.

Den Ausbau seines Kernwaffenpotentials plant Großbritannien. Kriegsminister Prym erklärte dazu: „Wir werden dafür Sorge tragen, daß die Polaris-Schlagkraft bis in die neunziger Jahre hinein voll wirksam bleibt, und stellen jetzt schon Überlegungen an, wie unsere strategische Abschreckung später fortgesetzt werden soll. Denn erfolgreich verhandeln ist nur aus einer Position der Stärke heraus möglich.“

In diesem Jahr sollen in regelmäßigen Abständen Maschinen des Typs E-3A des fliegenden Spionagesystems AWACS aus den USA nach dem BRD-Flugplatz Ramstein

kommen, um sich mit den Einsatzbedingungen in Europa vertraut zu machen. Bereits im vergangenen Jahr war eine Maschine dieses Typs von der 552. Airborne Warning and Control Wing, die auf der Tinker Air Force Base in Oklahoma stationiert ist, in Ramstein. Mit vier Piloten und 13 Mann Besatzung wurden in Zusammenarbeit mit Bodenstationen die Aufklärungs- und Feuerleitkapazitäten des Waffensystems getestet und die Führung von Jagdflugzeugen geübt.

Die Euro-Group der NATO hat zur Realisierung des Langzeit-Rüstungsprogramms des Pktes einen umfangreichen Plan für die Modernisierung und Verstärkung ihrer Streitkräfte beschlossen. So sollen in diesem Jahr die Landstreitkräfte unter anderem 190 neue Panzer, 450 andere gepanzerte Gefechtsfahrzeuge, 210 Geschütze und 10 200 Raketenysteme zur Panzerbekämpfung erhalten. Bei den Luftstreitkräften werden 170 Kampfflugzeuge, 40 Transportflugzeuge, 110 Hubschrauber, 150 Fla-Artilleriesysteme und 30 Boden-Luft-Raketen zugeführt. Die Seestreitkräfte erhalten einen Flugzeugträger/Kreuzer, drei Zerstörer/Geleitzfahrzeuge, zehn Schnellboote, 20 Flugzeuge und 30 Hubschrauber.



In einem Satz

Erstmals seit über zehn Jahren nahmen im vergangenen Herbst Bundeswehr-Einheiten – das Panzerbataillon 134 und das Panzerartilleriebataillon 135 aus Wetzlar – an einem Manöver der französischen Streitkräfte teil, das unter dem Namen „Ronchamp“ in Hunsrück und Eifel stattfand.

Die Lizenzen für den Bau des BRD-Fla-Raketensystems „Roland 2“ haben die amerikanischen Rüstungskonzerne Hughes Aircraft und Boeing erworben.

Beschleunigt mit Waffen beliefern wollen die USA die Armeen von Thailand, Malaysia und den Philippinen.

Der Militärdienst in Israel dauert für Frauen zwei und für Männer drei Jahre, wonach die Männer jährlich für dreißig Tage zum Reservisten-dienst eingezogen werden.

Eine Stärke von etwa 2,5 Millionen Mann hatten Ende 1979 die Streitkräfte der Länder der Europa-Gruppe der NATO, für die 70 Milliarden Dollar gegenüber 50 Milliarden im Jahre 1978 ausgegeben wurden.

Die Produktion von 572 neuen Kernwaffen und ihre Stationierung in Europa ist nach Ansicht des NATO-Befehlshabers für Europa, US-General Rogers, „nicht genug, um die von mir erkannten militärischen Aufgaben zu lösen“.

Die Gebirgsdivision der Bundeswehr, die eine Stärke von ungefähr 19 000 Mann hat, wird sich nach der „Heeresstruktur 4“ in eine Panzer-, eine Panzergrenadier- und eine Gebirgsjägerbrigade gliedern, in der vor allem der „infanteristische Kampf in schwierigem Gelände“ geübt wird.

Unter der Bezeichnung „Fortress Gale“ fand im Sommer vergangenen Jahres das bisher größte Manöver der Nachkriegszeit in Japan statt. Daran waren die 7. US-Flotte und das auf der Insel Okinawa stationierte Marine-Korps beteiligt. Eingesetzt wurden 26 Kriegsschiffe, 280 Flugzeuge und 40 000 Soldaten. Manöverberichten zufolge entsprach die Lage des Kriegsspiels militärischen Einfällen in die Sowjetunion, die koreanische Halbinsel bzw. die Erdölfelder des Nahen Ostens. Foto: ZB



Eine Skipatrouille der Fallschirmjäger unterwegs. Sonnenstrahlen zwingen sich durch Wolken, lassen die Schneekristalle ein wenig glitzern, tauchen die Landschaft in ein bezauberndes Licht. Romantisch? Wahrscheinlich hat der Kraftfahrer, der mich zum Wald bringt, in dem Fallschirmjäger ihre Ski-Grundausbildung

eignen müssen. Ausharren können im Schnee, bei Frost, und dabei noch geschickt mit Skiern und der Waffe umzugehen – das will erst gelernt sein.“ Die wenigsten haben mal auf Brettern gestanden, erfahre ich. Nun sollen sie damit militärische Einsätze starten, kilometerlange Märsche vollbringen, Abhänge bewältigen, schießen.

Bretter nach außen verkanten, den Oberkörper mit dem linken Arm abfangen. „Immer Blick nach vorn. – Und mit der Waffe nicht in den Schnee!“ schärft er den Soldaten ein. Leicht gesagt. Einigen bereitet es offenbar doch Mühe (Fotos 1. 2). Fast scheint es, als wollten sie sich die Beine verrenken oder die Ski unbedingt zu Kleinholz machen. Unterfeldwebel



durchführen, ähnliches im Sinn, als ich ihm das Fahrtziel nenne. „Wat, die loofen Ski?“ sieht er mich belustigt an. „Im Dienst? Na, so schön möcht’ ich’s ooch mal haben.“ Sein naseweises Vorurteil ob der vermeintlichen leichten Ausbildung bekommt jedoch einen merklichen Knacks, als wir aussteigen. Da zieht nämlich ein scharfer, eisiger Wind über den Hang, läßt ihn wieder in seinem Fahrzeug verschwinden. Die Fallschirmjäger hier indes müssen mit den Wetterunbilden fertig werden. Drei, vier Stunden lang. „Gegen die Witterung zu kämpfen“, so erzählt mir der ausbildende Offizier, „gehört mit zu dem schwierigsten, was sich die jungen Soldaten an-

In einer Waldschneise übt die Gruppe des Unterfeldwebels Mittasch. Die vergangenen Tage war Laufschiule. Da lernten sie den Diagonalschritt und den Doppelstockschub, den Pflug- und Stemmbogen. Heute steht gefechtsmäßiges Verhalten auf dem Programm. Hinlegen und in Anschlag gehen mit der Waffe zum Beispiel. Einfache Sache? Ja, im Sommer, da geht das ruck-zuck vor sich. Aber jetzt mit den zwei Meter langen Holzlatten an den Füßen, inmitten des glatten Schnees, an den Händen die sperrigen Skistöcke. . . Der Gruppenführer exerziert es vor, zwei-, dreimal: Die Stöcke in die linke Hand, die Waffe in die rechte, die Beine spreizen, sanft in den Schnee gleiten, die



Mit MPi und Ski



Mittasch läßt nicht locker. Gar mancher, der anfangs noch über die komische Figur des Nachbarn spöttelte, wird zusehends ernster, preßt einen Fluch zwischen den Zähnen hervor.

In rote, schwitzende Gesichter schaue ich, als die Männer das Gleiten auf Skiern üben. Armmuskeln sind hier gefragt. Die Bretter und Stöcke sowie die Kalaschnikow unter den Bauch geklemmt, stoßen die Hände und Ellenbogen den Körper vorwärts. Zwanzig, dreißig Meter (3, 4). „Da, die Ungeschickten“, wendet sich der Gruppenführer an mich und zeigt auf zwei Soldaten, die fortwährend zurückbleiben. „Wenig Mumm in den Armen. Bei einem Einsatz könnten sie die Gruppe aufhalten, den Auftrag gar gefährden.“ Während der Pause nimmt er die beiden beiseite, empfiehlt

Mit MPI und Ski

es beim Ski-Schlitten. Hier sind zwei Paar Ski zusammen-geschoben, der „Verletzte“ hält sich an den Stöcken fest, mit denen er gezogen wird (5). Genosse Mittasch hat schon recht. Bretter und MPI verlangen Gewandtheit und Leistungsfähigkeit. Und wie zur Bekräftigung dessen löst er zum Abschluß Gas-Alarm aus. Vier Runden läßt er die Gruppe laufen. Unter der Schutzmaske und genau ausgerichtet in Schützenreihe (6). Als ich mich zu meinem Kraft-fahrer setze, frage ich ihn, der alles miterlebt hat, ob er noch bei seiner anfänglichen Meinung bliebe. Er winkt ab, schaut den Fallschirmjägern nach und wiegt bedächtig den Kopf. Es sollte wohl heißen: Alle Achtung.

*Oberstleutnant Horst Spickereit
Fotos: Wolfgang Fröbus*

ihnen, sich unbedingt mehr Kraft anzutrainieren. In ihrer Freizeit vor allem, denn die Stunden des Dienstsportes würden nicht ausreichen, um schnell das Niveau der anderen zu erreichen. Vom physischen Vermögen des einzelnen hänge nun einmal der Erfolg des Kollektivs ab. „Und was Sie für Kraft und Ausdauer brauchen“, beschließt er seine Hinweise an die beiden Soldaten, „werden Sie jetzt beim Verwundetentransport erleben.“ Unterfeldwebel Mittasch baut aus quergelegten Skiern und Stöcken eine Skischleife. Ein Soldat legt sich darauf, ein zweiter packt die Bretterenden, hebt die Last hoch und zerrt sie fort. Ein Behelfsmittel für kurze Strecken. Einfacher, aber nicht minder anstrengend, geht

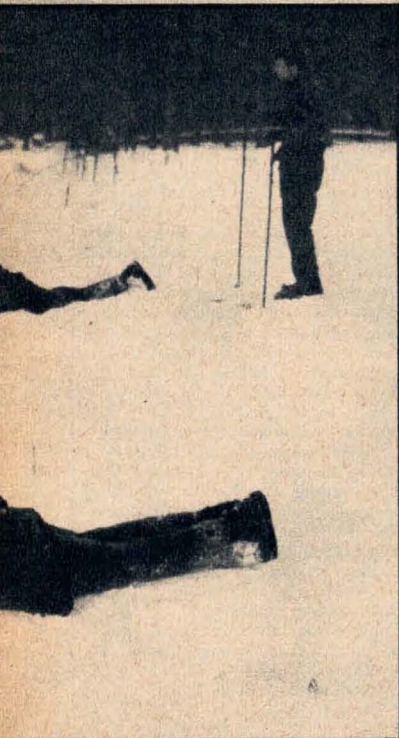


3

4



5



6





Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau“
1055 Berlin, Postfach 46130

Pistolenpendel

Bei uns auf der Stube war neulich die Rede von einem Pendelschwingen, und zwar im Zusammenhang mit Pistolen. Darüber soll in einem Buch etwas gestanden haben. Wir konnten uns nicht klar werden, was das eigentlich sein soll.

Soldat Carsten Baumert

Eine Erklärung dafür findet sich in dem Roman „August 44“ von W. Bogomolow, der die Arbeit der sowjetischen Spionageabwehr während des Großen Vaterländischen Krieges behandelt. Dort ist vom „Pendelschwingen“ die Rede. Es wird als vernünftigstes Handeln und Verhalten während des Schußwechsels bei der gewaltsamen Festnahme definiert. Es umschließt das blitzschnelle Ziehen der Waffe und die Fähigkeit, von der ersten Sekunde an Verwirrung und Nervosität zu stiften, sowie das Geschick, nach Möglichkeit das Sonnenlicht auszunutzen, um den Gegner zu blenden; ferner das Vermögen, sofort richtig auf jede seiner Handlungen zu reagieren, seinem Feuer durch gewandte Bewegungen rechtzeitig auszuweichen und fortgesetzt irritierende Bewegungen (Fintenspiel) auszuführen. Damit ist zugleich das Können eines Scharfschützen verbunden, die Extremitäten des Gegners auszuschalten und bis zum Zeitpunkt der gewaltsamen Festnahme ständigen psychologischen Druck auszuüben. Das „Schwingen des Pendels“ ermöglicht es, einen starken, gut bewaffneten und erbitterten Widerstand leistenden Gegner lebend zu fangen. Der „Fußwechsel“ ist dabei die schwierigste und wirksamste Vollendung des „Pendelschwingens“. Das Buch ist im Verlag Volk und Welt erschienen und ganz sicher in Ihrer Truppenbibliothek vorhanden.

Ein besonderes Erlebnis

... hatten Anfang November letzten Jahres die Eltern, Ehefrauen, Bräute und Freundinnen der Offiziersschüler eines Zuges der Sektion Nachrichten an der OHS „Ernst Thälmann“ in Zittau. Beim traditionellen Elterntreffen sahen wir moderne Nachrichtentechnik und einige Elemente der militärischen Körperertüchtigung, wir bestaunten die neuen Lehereinrichtungen und das hochschulinterne Fernsehen. Stolz zeigten unsere Söhne, was sie inzwischen an der OHS gelernt hatten. Ein geselliges Beisammensein in Jonsdorf beschloß den erlebnisreichen Tag. Daß die Schüler sowohl die Unterbringung und Versorgung der Gäste als auch die Gestaltung des Treffens selbständig organisiert hatten, finden wir prima. Solche Elterntreffen helfen auch, die Verbindung von Armee und Volk zu festigen und die sozialistische Wehrmotivation aller Teilnehmer zu vertiefen. Wir bedanken uns auch auf diesem Wege bei unseren jungen Gastgeberinnen und wünschen einen erfolgreichen Studienabschluß.

Dr. Siegfried Birkner, Berlin

Bordfest-Erlebnis

Fest entschlossen, mit Freude im Herzen und einem strahlenden Lächeln fuhr ich am 24. Oktober 1979 von Thüringen hinauf an den Ostseestrand, hinauf zu meinem Matrosen, der seinen Dienst dort oben verrichtet. Ich hatte eine Einladung zu einem Bordfest in der Tasche. Die 15 Stunden Bahnfahrt habe ich nicht bereut – es war ein Erlebnis.

Kathrin Wagner, Oberschönau



Sehr gern

... würden wir uns mit gleichaltrigen Mädchen aus der DDR schreiben. Wir lernen in der 8. Klasse und sind 14 Jahre alt.

Tatjana Tschipigina und Larissa Smirnowa, UdSSR 658300, Alt. kr., r p. Pospelicha – 2, Suworowstr. 7

Matrosen, Maats, Fähnriche und Offiziere – hergehört!

Stimme der DDR hat eine neue Sendereihe. 14tägig, jeweils in der Nacht vom Sonntag zum Montag ab 0.15 Uhr, strahlt der Sender eine Original-Gruß- und Wunschsendung unter dem Motto „Seemannsgrüße“ aus. Gemeinsam mit den Besatzungen unserer Handels- und Fischereiflotte habt Ihr Gelegenheit, Grüße und Musikwünsche für Eure Angehörigen, bzw. die Angehörigen für Euch, aufzugeben. Zuschriften bitte an: Stimme der DDR, 1160 Berlin, Kennwort „Seemannsgrüße“.



Beruf als Liebeshindernis

Diese Frage stellte sich und Euch Berufsunteroffizier Gerald Suchfort in der AR 10/79. Zweifel an der Richtigkeit seiner Berufswahl waren ihm gekommen, nachdem ihm einige Mädchen erklärt hatten, sein Beruf sei nicht geeignet für eine Ehe. Nach unseren Leserbriefseiten im Februarheft hier weitere Auszüge aus den sehr zahlreichen Zuschriften.

Sollten wir Frauen wirklich kein Verständnis für Berufssoldaten haben? Dann bin ich wohl eine Ausnahme? Ich glaube aber, daß die Mädels vielleicht etwas zu jung waren, um Verständnis für Ihren Beruf aufzubringen, oder hatten Sie nicht gleich „reinen Wein“ eingeschenkt?

Erna Brecht, Bibra

Ich bin selber mit einem Offiziersschüler verlobt, und wir werden in Kürze heiraten. Wir verstehen uns ganz prima und haben uns sehr gern. Sicher haben auch wir unsere Probleme, die sind aber mit vereinten Kräften lösbar.

Marion Klöppel, Staßfurt

Ich würde meinen Mann bzw. Freund nie daran hindern, seinen Beruf auszuüben, egal welcher es wäre.

Elsbeth Herzog, Rosenthal

Ich bin mit einem Offizier auf Zeit verheiratet. Darüber war ich mir von Anfang an klar. Durch das längere Alleinsein bin ich selbständiger geworden und sehe vieles anders, was mir früher als selbstverständlich erschien.

Romy Görler, Zwickau

Es kommt nicht auf die Uniform an, sondern darauf, was in ihr steckt. Aber es gibt auch solche unter den Armisten, die es nicht immer ehrlich meinen, nicht?

Sonja Oberländer, Bergholz-Rehbrücke

Der Mann kann nicht nur für Frau und Kind da sein, er hat auch Verpflichtungen seinem Staat gegenüber.

Petra Sommerfeld, Velten

Das Beste an solch einer Beziehung ist das Wiedersehen!

Silvia Schmidt, Bernburg

Ich finde das sehr gut, wenn Gerald sein gewiß nicht leichter Dienst bei den Grenzern Spaß macht. Ich frage mich, würden solche Mädchen, die es mit einem Berufssoldaten nicht aushalten, Verständnis für einen Mann, der eine andere verantwortungsvolle Arbeit leistet, aufbringen? Die Frau eines FDJ-Funktionärs hat es gewiß nicht leichter.

Birgit Stenzel, Berlin

Solche Jungen wie Gerald brauchen wir, denn unser Vaterland muß geschützt und notfalls verteidigt werden. Ich schätze die Jungen, die sich überwinden und sagen, ich diene mein ganzes Leben bei der NVA.

Birgit Krüger, Zeitz

In unserer Schule haben wir Mädchen uns auch schon über dieses Thema unterhalten, aber unsere Meinungen gingen da immer auseinander. Ich meine, das Glückseligkeit hängt nicht vom Beruf des anderen ab.

Petra Heidel, Falkenberg

Der Genosse Suchfort sollte seinen Beruf weiter ausüben. Es wird sich schon jemand finden, der Verständnis dafür hat.

Kerstin Jaeger, Weitendorf

Ein Mädchen, dem der Wehrdienst ein Hindernis zur Liebe ist, sollte sich erst einmal über die Gefühle zu diesem Mann klar werden.

Sigrid E.

Jeder Beruf ist wichtig, genauso wichtig wie z. B. Kraftfahrer, Zerspaner usw., und mit denen kann man doch auch leben. Ich bin auch Berufssoldat und habe leider die gleichen Erfahrungen machen müssen.

Matthias Thonig

Mein Mann ist ebenfalls Berufsunteroffizier. Wir haben zwei Kinder und sind glücklich zusammen. Als mir mein Mann während unseres Kennenlernens sagte, daß er zehn Jahre zur NVA gehen will, bin ich auch nicht gleich an die Decke gesprungen, habe aber nie an Trennung gedacht. Wir sprachen dann oft über die bevorstehende Zeit. Obwohl wir auch nicht alles einkalkulieren konnten, haben wir bisher alles gut gemeistert.

Monika Someschan, Brandenburg

Alle Frauen sollten ihren Mann bzw. ihren Freund davon überzeugen, länger als 18 Monate zu dienen. Dann wird der Frieden sicherer sein.

Ulrike Mothes, Auerbach

ar

Panzerboote

... stellen wir in der AR-Waffensammlung vor. Wir berichten aus Kampuchea und Nikaragua, aus Australien und der Polnischen Armee. AR-Reporter besuchten die Segler des ASK Vorwärts Rostock, einen Funkort der Luftverteidigung, Bergepanzer sowie Fallschirmjäger im Gebirge. Ein militärtechnischer Beitrag befaßt sich mit den sowjetischen Frontfliegerkräften im zweiten Weltkrieg. Mit acht Grenzsoldaten war AR zu Gast bei Vera Oelschlegel. Auf dem Rücktitelbild: Angelika Mann.

4

AR-MARKT

Biete 435 AR-Typenblätter 1962 bis 1978, davon etwa 200 Flugzeuge, 46 AR-Poster, 70 AR-Waffensammlungen, suche Olympiabücher: U. Zschke, 728 Eilenburg, Windmühlenstr. 23 – Tausche Fliegerkalender 1980 gegen 1978, biete Motorkalender 1980, suche Fliegerkalender 1977, Marinekalender 1977 oder 1978: A. Seifert, 7502 Burg, Dorf-Nr. 79 – Suche Typenblätter ab 1972, biete Typenblätter bis 1972 und das Buch „Moderne Waffen des Seekrieges“: E. Fröhlich, 6902 Jena-Neulobeda/West, Grotewohlstr. 16. – Biete polnische Luftfahrtbücher, Marinekalender 1968, suche Jahrgänge 1974 und 1975 von „Letectvi und Kosmonautika“ sowie Hefte 11, 19/78, Fliegerkalender 1971 und 1975, Flugzeugmodelle 1:72 (ungebaut): R. Sauer, 3231 Kroppenstedt, Hakeborner Weg 19. – Suche AR mit Typenblättern von 1960 bis 1968 gegen Bezahlung sowie die Adresse von Michael Egelan aus Karl-Marx-Stadt: W. Liebetrau, 84 Riesa, Villerupter Str. 53. – Suche AR-Jahrgänge 1962 bis 1975: T. Hänsel, 4329 Nachterstedt, Marx-Engels-Str. 61. – Suche Fotos der SPW-Familie SPW 40, SPW 60 in allen Varianten, Fotos der T54- bzw. der T55-Familie als Pionierpanzer, Flammenwerfer-, Brückenlege- und Kranpanzer sowie als Panzerzugmaschine (am besten wären Parkaufnahmen): B. Pruschnisky, 7021 Leipzig, Straße der DSF 36. – Suche AR 1/56: H. Schöneberg, 87 Löbau, Görlitzer Str. 22. – Suche AR 5 bis 8/78: A. Braun, 301 Magdeburg, Weitingstr. 20. – Suche „Deutschland im zweiten Weltkrieg“, Verlag der Nation, biete „Militärtechnische Enzyklopädie“ (poln.): T. Ojrzynski, VR Polen, 50-555 Wrocław, ul. Krynicka 8/11

Spar- und Girokonto

Worin besteht der Unterschied zwischen einem Spar- und einem Spargirokonto?

Matrose H. Zetsche

Das erstere dient ausschließlich der Ansammlung von Ersparnissen, während das Spargirokonto zudem auch für den bargeldlosen Zahlungsverkehr gedacht ist.

Als Zivilbeschäftigte

... einer NVA-Dienststelle interessiere ich mich besonders für das Leben in der Truppe. Ich suche deshalb einen Berufsoffizier, mit dem ich mich über meine beruflichen Probleme unterhalten kann und der Verständnis für meine Tätigkeit aufbringt:

Gabriele Kirchner (23), 9001 Karl-Marx-Stadt, Gustav-Freytag-Str. 4

Jedem recht getan . . .

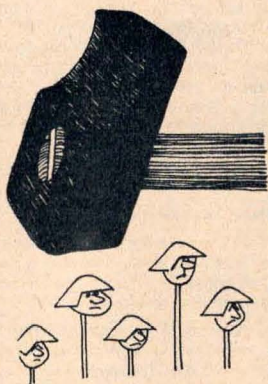
Manchmal kann man über die einzelnen Zuschriften wirklich nur lachen. Der eine möchte am liebsten nur Technik, während der andere sich wahrscheinlich am liebsten Aktfotos betrachtet. Gerade weil die AR ein Magazin für die Soldaten ist, muß sie doch recht vielseitig sein. Karl-Heinz Gäbler, Leipzig

Lacherfolg

Den Beitrag „Onkel Kurt, wie er leibt, lebt und kocht“ (S.78) habe ich mehrmals gelesen und immer wieder gelacht. Solche Seiten von Otto-Kar Domma würde ich mir öfter in der AR wünschen. Gabriele Fiebig, Guben

Den Nagel auf den Kopf

... traf der Zeichner Helmut Lorenz mit „Rund um die Inspektion“ (S.70). So ist die Wirklichkeit, nicht übertrieben. Hört man von einem „hohen“ Besuch, wird tagelang gereinigt, gepinselt, Rasen gepflegt und was sonst noch alles dazugehört. Wo Ordnung und Sauberkeit herrschen, kann ein General zu jeder Tages- und Nachtzeit erscheinen. Sicherlich muß einiges auf Vordermann gebracht werden, aber nicht tagelang und nicht übertrieben. Martin Händler, Dessau



Soldatenpost

... wünschen sich: Cornelia Tyrra (16), 409 Halle-Neustadt, Bl.727/7 – Marion Lindeke (17), 7201 Großzossen, LWH Zi.27, BKK Borna – Viola Tietz (17), 1951 Zechlinerrhütte, Winkelstr. 10 – Ilona Kupka (19), 8256 Weinböhla, Florian-Geyer-Weg 26 – Rona Hartenstein (17), 124 Fürstenwalde, Otto-Nuschke-Str. 9 – Monika Cohnhagen (17), 73 Döbeln, Givorsersstr.6 – Anita Rost (18), 7251 Röhrsdorf, Nr. 52 – Gabriele Fiebig (27, Tochter

5 Jahre), 756 Guben, Otto-Thiele-Str. 88b – Sabine Markert (19), 6902 Jena-Neulobeda, Karl-Marx-Allee 3/233 – Petra Lüttich (17), Cornelia Gießler (18) und Ina Großmann, 422 Leuna, Emil-Fischer-Str. 3, LWH 3, Zimmer 218, 220 und 222 – Roswitha Kürschner (21), 99 Plauen, Reißigerstr. 31 – Heidi Schütz (22), 2823 Wittenburg, Große Str. 2 – Liane Schnepfer (18), 142 Velten, Poststr. 44, 3. Aufgang – Sonja Oberländer (20), 1505 Bergholz-Rehrbrücke, Industriegelände Str. D W 4 – Marina Rath (17), 220 Wismar-Wendorf, Erwin-Fischer-Str. 53 – Kerstin Rose (17), 124 Fürstenwalde, Fr.-Engels-Str.25 – Gudrun Lübs (25), 25 Rostock 6, Ziolkowskistr. 10, Zi. 60 – Birgit Bresack (17), 69 Jena, Str. des 8. Mai Nr. 19 – Simone Hoffmann (17), 8142 Radeberg, Elsa-Fenske-Str. 2 – Petra Krey (17), 22 Greifswald-Schönwalde II, Makarenkostraße 16a – Ute Kößling (18), 409 Halle-Neustadt, Bereich Buna, Block 066, Z.549 – Gaby Wurm (17) und Nicole Cethold (18), 33 Schönebeck, Edelmannstr. 15a.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Anett Pils (18), 47 Sangerhausen, Str. des Friedens 6 – Karola Knobloch (18), 9294 Penig, Pestalozzistr. 36 – Christine Unger (24, 1,80 m, Kinder 3 und 2 Jahre), 7590 Spremberg, Geschwister-Scholl-Str. 28 – Martina Berka (20), 806 Dresden, Rothenburger Str. 22 – Andrea Zingelmann (20), 27 Schwerin, Obotritenring 219 – Renate Hermann (17), 1222 Neuzelle, IfL „T. H. Marinenkow“, SG I 3 – Margit Scholz (31, zwei Kinder), 806 Dresden, Rothenburger Str. 39 – Anke Skupin (19, Tochter 1 Jahr), 1601 Löpten, Dorfstr. 1 – Heike Graßmann (19), 1601 Löpten, Zum Finkenherd 6 – Monika Schneider (19, 1,84 m), 432 Aschersleben, Otto-Grotewohl-Str. 23 – Sigrun Wagenschwanz (22), 6111 Leimrieth, Nr. 7 – Carola Lange (24), 5501 Großwechungen, Dorfstr. 34a – Petra Heinze (22, Tochter 3 Jahre), 806 Dresden, Martin-Luther-Str. 24 – Bärbel Nitschke (29, Sohn 10 Jahre), 15 Potsdam, Fr.-Ebert-Str.54 – Monika Engel (32), 806 Dresden, Großenhainer Str. 14b – Birgit Milke (19), 18 Brandenburg, Hochstr. 4.

Zwischen Wecken und Zapfenstreich

Bei der Armee gibt es einen Tagesdienstablaufplan. Was enthält er? Roger Kühn, Wolgast

In ihm sind zeitlich festgelegt: Wecken, Frühstück, Morgen- und Abendtoilette, Stuben- und Revierreinigen, Morgenappell, Esseneinnahme, Ausbildungsstunden, Dienstvorberei-

tung der Ausbilder, Wartung der Kampftechnik und der persönlichen Waffen sowie der Bekleidung und Ausrüstung, Dienstaussgabe, politische Massenarbeit, Freizeit, Stubendurchgang, Zapfenstreich und 8 Stunden Nachtruhe.

In eigener Sache – Heft 11/79 Ein Herz für die Soldaten



Es wurden hier (S.16) Probleme aufgegriffen, die die Soldaten bestimmt öfter bewegen. Gerade das Verhältnis zwischen Soldat und Vorgesetztem bildet eine wichtige Grundlage für den Wehrdienst. Es hat mich beeindruckt, wie Oberleutnant Frank sich mit Schwierigkeiten auseinandersetzt und wie er Hindernisse überwindet, ohne ihnen aus dem Wege zu gehen. Birgit Milke, Brandenburg

Es gibt wenige Offiziere, die so denken und handeln wie Oberleutnant Frank. Man merkt, dieser Mann hängt an seinem Beruf. Er weiß, was er will und welchen Weg er zu gehen hat. Offizier der NVA zu sein ist sehr schwer, dazu braucht man starke Nerven. Harriet Zenker, Wolfen

Im ersten Diensthalbjahr war ich selbst Angehöriger der 1. Kompanie und kenne alle im Beitrag vorkommenden Personen aus eigenem Erleben. Bekanntlich ist die erste Zeit im Soldatendasein die schwierigste. Sich in dieser Zeit vertrauensvoll und ehrlich an einen Vorgesetzten wenden zu können, ist für die Persönlichkeitsentwicklung und das Verhältnis Soldat-Vorgesetzter während des Grundwehrdienstes sehr wichtig. Nach meiner Versetzung in eine andere Einheit spürte ich, welche Stütze mir Genosse Frank war. Seine Art, Mißstände aufzudecken, zu kritisieren und gleichzeitig eine Lösung zu finden, bestärkt auch mich in meinem Denken und Handeln, obwohl es oftmals bequemer wäre, den Mund zu halten. Ich denke an den Schnee-Einsatz im Winter 1979. Es genügt nicht zu sagen: „Los Jungs, klotzt 'ran und

weg mit dem Schneel!" Mit einer Schaufel in der Hand des Vorgesetzten klingt's angenehmer, und man spürt einmal mehr „Ein Herz für die Soldaten“.
Gefreiter Holger Fallei

Die persönliche Waffe

Was versteht man unter der persönlichen Waffe eines Soldaten?
Wilfried Wendland, Gransee

Die strukturmäßige entsprechend seiner Dienststellung. Das ist bei einem mot. Schützen beispielsweise die MPi, bei einem Panzerfahrer die Pistole M.

Eilmarsch, Tarnen und Fragen

Im Oktober letzten Jahres hatten unsere Schüler der Klasse 6b der POS 9 mit erweitertem Russischunterricht Potsdam im Truppenteil „Arthur Ladewig“ bei der Einheit Moche Gelegenheit, Kampftechnik unserer NVA zu besichtigen. Sehr anschaulich erläuterten die Genossen ihre Waffen, Mut, Ausdauer und Geschick konnten unsere Schüler bei einem anschließenden Geländespiel beweisen. Luftgewehrschießen, Hangeln, Eilmarsch, Balancieren, richtiges Tarnen und Erste Hilfe



wurden geübt. Ein kräftiges Soldatenessen beendete den aufregenden Tag. Aber schon kurze Zeit später trafen wir uns mit den Genossen in unserer Schule wieder. Aufgaben eines Berufsoffiziers standen im Mittelpunkt der kurzweiligen und lebhaften Unterhaltung. Wir haben mit diesen Veranstaltungen begonnen, unseren Kindern rechtzeitig bei ihrer Berufswahl zu helfen.
Karl-Heinz Schulze, Elternaktiv-vorsitzender

BERUFSBILD

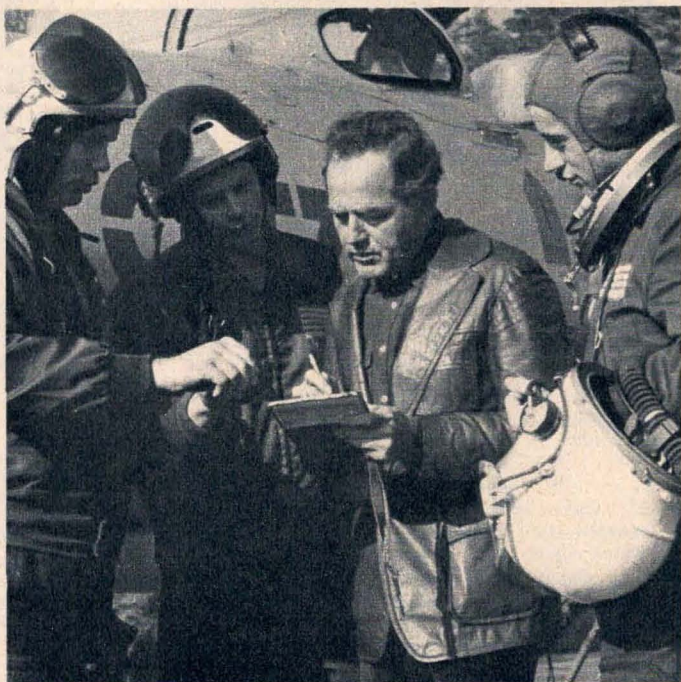


Unteroffizier für maschinen-technische Verwendungen

Der Volksmarine obliegt im Zusammenwirken mit der Baltischen Rotbannerflotte der UdSSR und der Polnischen Seekriegsflotte der Schutz des Küstenvorfelds der DDR und der verbündeten sozialistischen Ostseestaaten. Dazu sind ihre Schiffe und Boote mit modernen Schiffsführungssystemen und Antriebsanlagen sowie mit schlagkräftigen Waffen ausgerüstet. Der hier tätige Berufsunteroffizier trägt als Kommandeur einer Gefechtsstation hohe politische Verantwortung und hat als militärischer Führer und Ausbilder der ihm unterstellten Maate und Matrosen bedeutende Erziehungsaufgaben zu erfüllen. Wer sich für diese Laufbahn interessiert und bewerben will, sollte bereit sein, persönliche Verantwortung für den militärischen Schutz unseres Vaterlandes und der sozialistischen Staatengemeinschaft zu tragen. Vorausgesetzt wird weiter, daß er den 10-Klassen- und einen Facharbeiterabschluß besitzt, nicht älter als 26 Jahre ist und über gute Seheleistung, Farbtüchtigkeit und hohe physische Belastbarkeit verfügt. Günstig sind Berufe wie Facharbeiter für BMSR-Technik, Maschinen- und Anlagenmonteur, Instenhaltungsmechaniker, Motorenschlosser, Klempner sowie andere Metallberufe. Es wird erwartet, daß der Bewerber das Abzeichen „Für vor-

militärische und technische Kenntnis“ Stufe II der GST-Laufbahn als Matrosenspezialist und das Schwimm- und Sportabzeichen erworben hat. Die zehnmonatige Heranbildung zum Berufsunteroffizier an der Flottenschule der Volksmarine „Walter Steffens“ in Stralsund umfaßt neben der gesellschaftswissenschaftlichen, allgemeinmilitärischen und physischen Ausbildung eine Spezialausbildung auf solchen Gebieten wie Schiffsmaschinentechnik, Betriebs- und Wartungsvorschriften, Sicherheitsbestimmungen, Leck- und Brandbekämpfung. Nach erfolgreichem Abschluß der Heranbildung sowie der Unteroffiziersprüfung wird der Absolvent zum Maat ernannt. Sein Einsatz erfolgt in der Regel als Kommandeur einer Gefechtsstation. Nach mehrjähriger Praxis ist die Entwicklung zum Motoren-, Kessel- oder Turbinenmeister möglich: Sind die Voraussetzungen für den Dienst an Bord aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr gegeben, ist der Einsatz an Land möglich. Die Beförderung im Dienstgrad kann z. B. nach einem Jahr zum Obermaat und nach weiteren eineinhalb Jahren zum Meister erfolgen. Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos der NVA, bei denen auch die Bewerbungen einzureichen sind.

Kenntnis oder Faszination?



Der 1929 geborene, in Schwedt an der Oder lebende Erzähler und Roman-Autor Egbert Freyer hat einen festen Platz in der Reihe jener Schriftsteller, die sich mit Leib und Seele dem Thema Nationale Volksarmee verschrieben haben. Im Jahre 1965 erschien sein erster Roman „Havarie in den Wolken“. Kurz hintereinander folgten die Tatsachenerzählung „Der Tod ist eingeplant“ und der autobiografische „Nachtflug“. Sein zweiter Roman „Kurskorrektur“ wurde 1976 veröffentlicht. In beiden Romanen standen bei der Gestaltung der Konflikte seine Erlebnisse als Kommandeur eines Fliegertechnischen Bataillons und als Stellvertreter des Kommandeurs einer Fliegerschule Pate. Für die „Armee-Rundschau“ geschriebene Erzählungen wie „Am See“ (AR 5 und 6/1978) und „Gehen Sie bei Amur zur Landung“ (AR 9/1978) haben Maßstäbe für konfliktreiche Kurzprosa gesetzt. Zur Zeit arbeitet der Oberstleutnant der Reserve an einem Erzählungsband, der ebenfalls im Flugzeugführermilieu angesiedelt ist. Es geht dabei vor allem um menschliche Probleme wie Bewährung im persönlichen Leben, Konflikte im Kollektiv und deren Überwindung; es geht um Mut zu schonungsloser Selbsteinschätzung und Risikobereitschaft von Kommunisten – Fragen, deren gesamtgesellschaftliche Bedeutung nicht unterschätzt werden kann. Mit Egbert Freyer sprach Oberstleutnant Waldemar Seiffert.

NEUN FRAGEN

„Die Lüge“ – eine neue Erzählung von dir im heutigen Soldatenmagazin; die dritte innerhalb zweier Jahre. Grund zur Freude für deine Leserschlar, Freude aber auch für dich, meine ich.

Ja, ich freue mich, daß diese Geschichten durch die „Armee-Rundschau“ einen Leserkreis finden, an dem mir sehr gelegen ist, dessen Meinung ich schätze. „Am See“ zum Beispiel wurde – nach der Leserpost zu urteilen – von jungen Leuten als eine realistische Liebesgeschichte beurteilt, die für bestimmte Verhaltensweisen junger Frauen und Mädchen charakteristisch ist, deren Freunde oder Männer ihren Ehrendienst in der Armee abzuleisten haben. Und wenn sie dann selbst zu einem eigenen Urteil gelangen, sich selbst am Verhalten der Helden messen, so hat die Geschichte erreicht, was sie erreichen sollte.

Bei „Amur“ ist das schon etwas anders. Emmanuil Kasakewitsch schrieb 1948 in sein Tagebuch, der Schriftsteller müsse das „Alltägliche poetisieren und nicht im Alltäglichen die Poesie suchen“. Ich finde das gut und richtig. Bei „Amur“ ging es mir um den schweren Anfang einer Freundschaft, der heute zwischen unseren Armeen nicht mehr wegzudenkenden Kampfgemeinschaft, schlicht ausgedrückt: der Waffenbrüderschaft. Auch zu dieser Erzählung ist zu sagen, daß ihr viele meiner alten Freunde und Genossen aus den Luftstreitkräften der DDR und der UdSSR zustimmen. „Ja, so war es, genau so!“ Und das ist für mich eine schöne Bestätigung.

In Leserbriefen zu „Am See“ wurdest du wiederholt gefragt, was den Anstoß zu dieser Liebesgeschichte gegeben hat, „die Story oder das Problem“. Triffst die Antwort, um die ich dich bitte, auf deine Stoff-Findung generell zu?

Laß mich auf das zurückkommen, was Kasakewitsch geschrieben hat. Das Alltägliche poetisieren! Aber das bedeutet, sich im Alltag, im

AN DEN SCHRIFTSTELLER EGBERT FREYER

Soldatenalltag, gut auszukennen. Da ich selbst ein reichliches Vierteljahrhundert Offizier und Kommandeur bei den Luftstreitkräften war, bevor ich Schriftsteller wurde, und in dieser Zeit viele interessante Begegnungen mit den Menschen unseres Landes hatte, gehört dieser Lebensabschnitt, der für mich wichtigste, auch heute noch zu meinem Dasein; er ist fest verankert in meiner gesellschaftlichen Umwelt. Ich glaube, jeder Schriftsteller hat sein persönliches Grunderlebnis, das sich in seinen Werken immer widerspiegelt. Bei mir heißt dieses Grunderlebnis: Armee – Fliegerei!

Das bedeutet nicht, daß ich mich einseitig festlege und nur für eine bestimmte Berufsgruppe schreibe. Zum Beispiel nur für die Flugzeugführer oder Techniker. Das wäre völlig falsch. Ich bemühe mich vielmehr, Konflikte zu finden, in denen menschliche Verhaltensweisen verdeutlicht werden und die den Leser zu eigenen Überlegungen zwingen. Dabei ist es zweitrangig, wo der Konflikt angesiedelt ist.

Wichtig ist für mich allerdings die ständige Tuchfühlung zu den verschiedensten Lebensbereichen, selbstverständlich auch zur Armee. Was also die Stoff-Findung betrifft: Eigene Lebenserfahrung plus äußere Anregungen, Begegnungen, Gespräche, sensuelle Dinge also. Man muß wissen, wonach man sucht.

Apropos Tuchfühlung. Obiges Foto, das unlängst während deines Aufenthalts im Jagdfliegergeschwader „Fritz Schmenkel“ entstand, belegt sie im direkten Sinne. Was gab es hier zu fachsimpeln?

Konkret ging es mir um die Arbeitsweise des Funkmeßvisiers und damit zusammenhängende Anforderungen an den Flugzeugführer. Beides spielt in „Die Lüge“ eine wichtige Rolle.

Und der allgemeine Anlaß des Besuches?

Die Erzählung zu „testen“. Diese drei Flugzeugführer gehörten tags zuvor zum Publikum einer Lesung.

War es eine gelungene „Generalprobe“ vor der AR-„Premiere“?

Ich meine ja, möchte jedoch dem Leserurteil nicht vorgreifen. Soviel aber: Diese Männer und ihre Genossen Techniker und Mechaniker gehören zu den Sachkundigsten, die ein Autor sich wünschen kann. *Sachkundig auch im literarischen Sinne?*

Eben! Ihre Belesenheit, ihre Ansprüche, aber auch ihre Achtung gegenüber literarischer Arbeit finden selten ihresgleichen. Das tut gut, spornt an, verpflichtet.

Unseren Luftstreitkräften galt dein erstes literarisches Interesse vor 20 Jahren. Dies mag angesichts deiner damaligen Tätigkeit als Offizier nicht verwundern. Dennoch bist du diesem Thema bis in die Gegenwart treu geblieben, und es scheint, als ginge es jetzt, da du seit Mai 1979 freischaffend tätig sein kannst, erst richtig los. Kenntnis oder Faszination des Gegenstandes, ist man versucht zu fragen.

Es stimmt, seit Mai '79 bin ich freischaffend tätig. Das ergab sich einfach aus einer objektiven Situation, die gelöst werden mußte.

Alle Arbeiten, Ideen und Vorhaben benötigen Zeit. Und die hatte ich kaum. Deshalb habe ich mich entschlossen, mir diese Zeit zu nehmen.

Zu deiner Frage nun: Kenntnis oder Faszination. Ich glaube, es ist mehr die Kenntnis des Gegenstandes, der Dinge, des Milieus, die mich inspiriert. Und weil Schreiben nun mal Zu-Ende-Denken heißt und Literatur etwas sehr Lebendiges ist, ist es gut, wenn sich der Autor mit seinem Stoff so eng wie möglich identifiziert. Ich bin dabei immer auf der Suche nach modernen Abenteuern, wie sie einem täglich begegnen. Man braucht nur

Blick, Herz und Verstand dafür zu haben. Seit einiger Zeit sieht mich eine benachbarte LPG des öfteren auf ihren Kartoffelfeldern. Die zentrale Figur meiner jüngsten Erzählung, Diplomlandwirt und Ehefrau eines Fliegermajors, will absolut nicht mit ihrem Mann in die neue Garnisonstadt ziehen. Eine echte Konfliktsituation. Argumente und Motive müssen stimmen. Also spüre ich meiner Heldin auf dem Acker, auf ihrer Arbeitsstelle, in ihrem Beruf nach. Aber dazu muß ich von meiner eigenen Idee besessen sein. Sonst wird nichts daraus.

Fliegen und Schreiben. Sind da Gemeinsamkeiten? Gab und gibt es für dich Vorbilder in beiden Metiers?

Ja, es gibt für mich zwei große Vorbilder, die ich sehr beeindruckend finde: den Franzosen Antoine de Saint-Exupéry und den sowjetischen Testflieger Gallai. Im Vorwort von Exupérys Buch „Wind, Sand und Sterne“ steht geschrieben: „Er flog nicht um des Fliegens, schrieb nicht um des Schreibens willen. Beides war ihm wichtig als Dienst am Menschen.“ Fliegen und Schreiben – ja, da gibt es eine absolute Gemeinsamkeit: Es formt den Charakter. Mit Halbheiten bleibt man sowohl bei der Fliegerei als auch beim Schreiben auf der Strecke. Ein Davonmogeln gibt es weder hier noch dort. Und das ist gut so.

Welche Frage, auf die du gern geantwortet hättest, vergaß ich zu stellen?

Ob ich an die Leser meiner Erzählungen und Romane einige Worte richten möchte. Jede literarische Botschaft ist letztlich auf ein Echo aus und für mich insofern ein Abenteuer. Jede Antwort ist für mich wichtig. In diesem Sinne möchte ich mich bei meinen Lesern schon jetzt herzlich bedanken für jedes zustimmende oder kritische Echo, das mich über die „Armee-Rundschau“ erreichen könnte.

Foto: Christian Dörl

Erzählung
von Egbert Freyer
Illustration:
Fred Westphal

DIE

Als Peter Wilde am Spätnachmittag des 12. August um 17.29 Uhr als letzter zur Landung kommt, ist er sich über die Folgen seiner aufkeimenden Rechtfertigung kaum bewußt. Die intakte Welt seines bisherigen Daseins hatte plötzlich da oben in dreitausend Meter Höhe einen heftigen Sprung erlitten. Leutnant Wilde, seit acht Monaten Jagdflieger und von der Offiziershochschule mit einem Zeugnis bedacht, das sich sehen lassen kann, landet sicher und glatt trotz Regenschauer und Windböen. Kein Holpern, kein Springen, das Fahrwerk berührt gleichmäßig den rauen Beton, die Last der Maschine senkt sich allmählich auf die Hydraulikfedern und drückt die MiG fest auf die Bahn. Wer dem zuschaut, denkt, da kommt gerade einer herunter, dem alles spielend von der Hand geht, der aus Schwerstarbeit problemlose Alltäglichkeit macht. Allein Peter Wilde ist weit davon entfernt, auch nur den Eindruck eines solchen Gedankens zu erwecken.

Noch als die Mechaniker das Heck der Maschine herumwuchten, um sie dann rückwärts in die Abstellücke zwischen die anderen zu schieben, zwingt er sich, einer sachlichen Logik zu folgen, doch es gelingt ihm nur bis zu einem bestimmten Punkt. Dann werden seine Gedanken überspült von der Furcht des Eingeständnisses, versagt zu haben, so also zerbröckelt sein Mut, er jagt einer Illusion nach, die ihm aus dieser Misere heraushelfen soll –, einem Strohalm, nun eben: Das Funkmeßvisier! Nur so vermag er sich zu rechtfertigen! Aber hatte er es überhaupt umgeschaltet, das Funkmeßvisier?

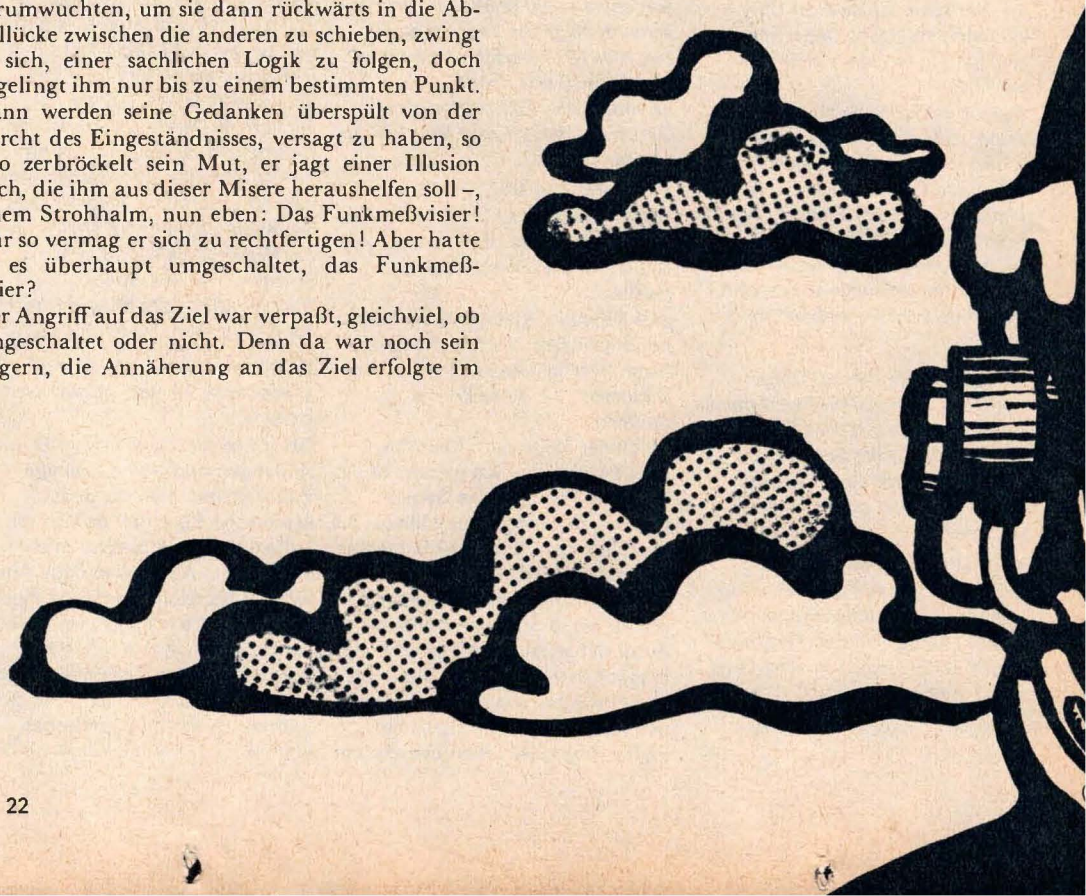
Der Angriff auf das Ziel war verpaßt, gleichviel, ob umgeschaltet oder nicht. Denn da war noch sein Zögern, die Annäherung an das Ziel erfolgte im

rasenden Flug – aber der entscheidende Moment, Schnittpunkt für Entkommen oder Vernichtung des Luftgegners, dieser entscheidende Augenblick, nicht länger als ein Lidschlag, war verwirrt.

Nun brennt die Scham in ihm, und ihn erfaßt zugleich ein wildes Aufbegehren, sich verteidigen zu müssen, um nicht schuldig zu sein an einer Schuld.

So ist er seinen Gedanken erlegen, noch in der Enge der Kabine, in der es so warm ist, daß er den Schweiß am ganzen Körper verspürt wie eine zweite kalte Haut.

Erst als er sich herausschwingt und wieder die Erde empfindet, mühsam Helm und Haube vom Kopf zerrend, beruhigen sich seine Nerven etwas. Als ihm jedoch gleich darauf mit dem Bordbuch die unvermeidliche Frage nach Beanstandungen gestellt wird, reagiert er wie unter einem Zwang. Natürlich vibriert da die Stimme, der kühlende



LÜGE

Wind um die Stirn ist plötzlich von lästiger Schärfe; Wilde sieht in das wetterfeste Gesicht des Technikers, sieht mitten hinein in die grauen forschenden Augen und spürt nichts als verzweifelte Wut und Scham und sagt: „Das Funkmeßvisier . . . ja, das Funkmeßvisier. Es hat nicht gearbeitet.“ Danach macht er seine Eintragung und geht, die Kassette mit dem Schießstreifen unter dem Arm. Der Weg zum Auswertezentrum ist nicht weit, doch weit genug, um vor sich selbst zu fliehen. Grasnarbe, Beton, ein Stück geharkter Sandboden; Wilde starrt auf die klobigen Spitzen seiner Bordschuhe, die

Schritt für Schritt vor ihm herlaufen, bis ihn ein paar Stufen zwingen, den Kopf zu heben.

Warum, würgt es ihn, warum tue ich das bloß? Sie werden die Maschine sperren! Aber hab ich denn nicht das Funkmeßvisier umgeschaltet, gleich, als der richtige Moment gekommen war? Und er hofft, daß seine Lüge Wahrheit wird.

Stufen, Flure, noch ein paar Schritte, endlich die Tür mit dem nüchternen Hinweis „Auswertezentrum“. Eigentlich überflüssig. Welcher Flugzeugführer kennt nicht diesen quadratisch weißgekalkten Raum, in dem die Ergebnisse seines Könnens rückhaltlos offenbart werden: die unbestechliche Aussage des Filmstreifens aus der Schußbildkamera – Ziel bekämpft oder nicht bekämpft, Erfolg oder Niederlage.

Peter Wilde zögert einen Moment. Dann stößt er



die Tür entschlossen auf, rotfleckig im Gesicht, sagt stotternd: „Nichts drauf ... das Funkmeßvisier. ...“, dann hastig: „Die Arbeit könnt ihr euch sparen! Das Funkmeßvisier hat versagt. Dabei habe ich rechtzeitig auf ‚automatisch‘ geschaltet.“

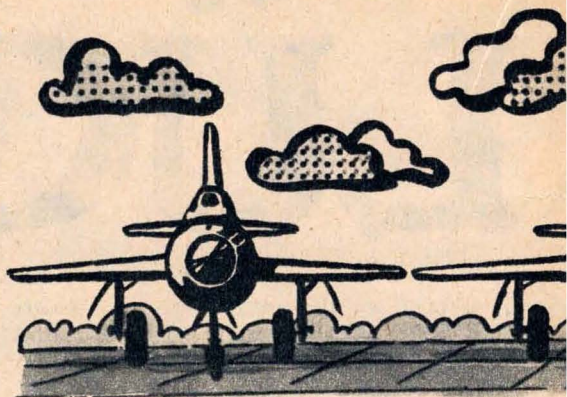
„Na, dann geben Sie mal her“, sagt der Stabsfeldwebel, ein älterer, stämmiger Mann; es hört sich an, als sage er, warum reden Sie eigentlich so viel. Unter seinem Blick wird Wilde nervös, er will die Lüge abschütteln, will sagen und sagt auch: „Aber vielleicht ...“ und erstickt im Gedanken an das Kommende. „Nichts drauf“, erklärt der Stabsfeldwebel trocken, „man muß sicherlich das Gerät überprüfen. Ich sage dem Flugleiter Bescheid.“

Wilde nimmt es mit blassem Gesicht zur Kenntnis. Hier will er schnell raus. Er geht und denkt: Ich war der Letzte heute! Der Rollbahnkehrer! Um 19.30 Uhr ist Flugauswertung. Bis dahin kann also aus der Werft noch nichts vorliegen. So schnell können die dort das Ding gar nicht auseinandernehmen. Eine Etage tiefer, im Flugvorbereitungsraum der Staffel, fragt der lebhaft, kraushaarige Leutnant Fichtner, wie er, Peter Wilde, denn nun zurechtgekommen sei mit dem Abfangen. Er selbst habe ganz schön zu ackern gehabt beim visuellen Suchen des Luftziels. Turbulenzerscheinungen, heftige Stöße, die das Zielen stark erschwerten. Dabei lacht er ein wenig, fast übermütig, nicht ganz ohne Eitelkeit, als spotte er über sich selbst, so daß Wilde mürrisch die Stirn kraust. Fichtners Vertraulichkeit, von Peter stets als angenehm empfunden, stößt ihn plötzlich ab. Zu sehr ist er mit sich selbst beschäftigt, hinter jeder Frage, jeder Geste, jedem Wort eine Falle witternd.

Der Gedanke an die Flugauswertung schüttelt ihn; er wird seinen Angriff exakt analysieren müssen, die Geschwindigkeit, den Anstellwinkel des Flugzeuges, ihr richtiges Verhältnis bei der Zielsuche, seine genaue Auffassungsentfernung. Man wird ihm Fragen stellen. Zwei davon fürchtet er besonders: Wie war der Dreistellungsschalter geschaltet? In welcher Entfernung erfolgte die Umschaltung des Funkmeßvisiers auf Zielbetrieb? Aber bitte genau, Genosse Leutnant!

Peter Wilde weiß, daß er furchtbar aufgeregt war bei der Zielsuche. Zwar hatte er es rechtzeitig entdeckt, dessen ist er sich in der Erinnerung sicher, aber dann war ihm irgendein Fehler unterlaufen; allein der Gedanke daran, daß es die anderen geschafft haben, dieser Gedanke wurmt und beschämt ihn.

Noch immer rauscht Fichtners Redeschwall an ihm vorüber, aber dann, mit einemmal wird ihm schlagartig bewußt, daß er antworten muß, ohne einen Verdacht zu erwecken, und er sagt grob: „Hör schon auf, Menschenkind! Das verdammte Funkmeßvisier! Es hat nicht gearbeitet. Ich konnte das Ziel nicht bekämpfen.“ Und gespannt auf Fichtners Reaktion schaut er ihn unter gerunzelter Stirn finster an.



Allein in dessen Gesicht spiegelt sich echte Bestürzung.

„Bist du völlig sicher, daß es nur am Gerät lag?“

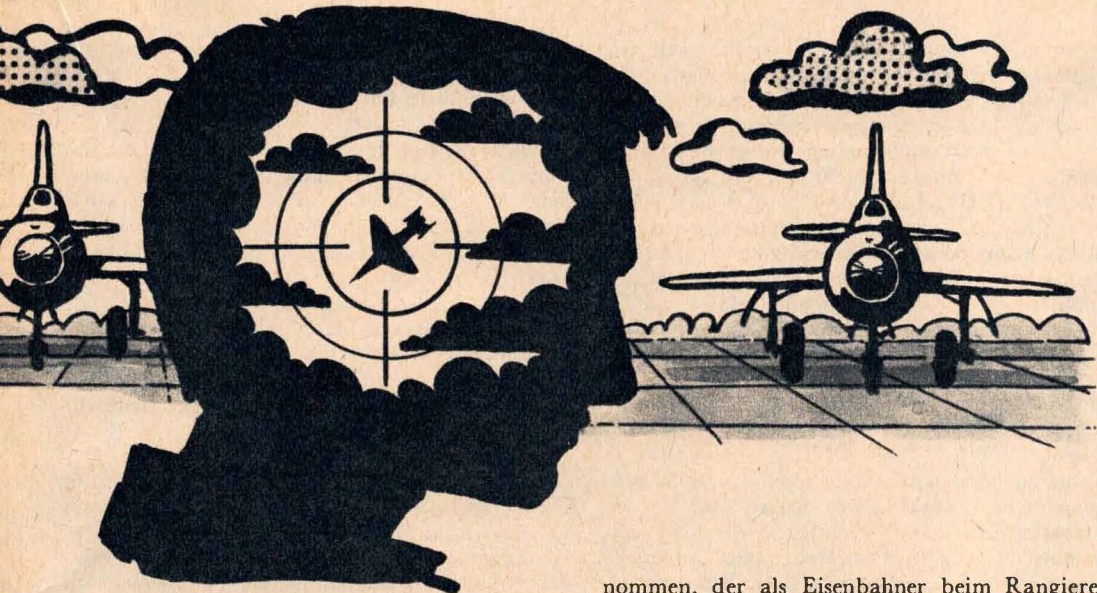
„Blöde Frage“, versetzt Wilde ausweichend, zugleich verwirrt von der Schärfe seiner Antwort, und um nicht länger lästigen Fragen ausgesetzt sein zu müssen, will er aufstehen, auf dem Flur eine Zigarette rauchen, sich beruhigen, aber da lassen ihn Fichtners Worte stolpern, es trifft ihn wie ein Stoß.

„Na, dann wird ja unser Kleiner kaum in Urlaub fahren können. Oder glaubst du etwa, daß sie ihn unter diesen Umständen weglassen?“

Wilde rutscht auf den Stuhl zurück. Daß er daran überhaupt nicht gedacht hat! Dumpfe Angst steigt in ihm auf; er kämpft mit der Versuchung, doch endlich die Wahrheit zu sagen, schonungslos eingestehen, daß er da oben versagt hat – er, und nicht das Visier, denn nun würde ein Unschuldiger – ach was, ein ganzes Kollektiv darunter zu leiden haben. Er sieht ein rundes, sommersprossiges Jungengesicht, Rudi Körting – Feldwebel und Mechaniker für Funkmeßausrüstung in der Kontroll- und Reparaturstaffel des Hauptmanns Zabel, von allen kurz „Kleiner“ genannt.

Sie hatten sich angefreundet, vor ein paar Monaten, als Fichtner und er, Peter Wilde, gerade neu in die Staffel des Majors Gruber versetzt worden waren. Und da Körting ohne große Umstände rasch Kontakt zu ihnen fand, seine hilfsbereite, quirlige Munterkeit einer unbekümmerten Soldatenfreundschaft entgegen wuchs, wußten sie auch bald eine Menge voneinander. Zum Beispiel, daß Rudi ein fabelhaftes Mädchen zur Freundin hatte, das Sabine hieß, in der Buchhaltung der Paten-LPG arbeitete und die er morgen, anläßlich der silbernen Hochzeit seiner Eltern, erstmalig vorzustellen gedachte. Peter hatte ihm heute früh noch einen kräftigen Hals- und Beinbruch dazu gewünscht. Und nun?

Rudi würde mit seinen Genossen einen Fehler



suchen, den es überhaupt nicht gab, den er, Leutnant Peter Wilde, wider besseres Wissen glattweg erfunden hatte, nur um sein Fell trocken zu halten.

Peter fühlt, wie es ihm heiß ins Gesicht steigt. Der Mund ist trocken wie Löschpapier. „He! Was ist denn los mit dir?“ Wilde, nach Fichtners Bemerkung wie in einen Taumel geraten, schießt hoch, der Stuhl poltert zurück, er faucht: „Laß mich zufrieden, Mensch!“ und stürzt hinaus. Stufen, Korridore, Stufen, endlich ist er draußen, niesender Regen weht ihm ins Gesicht, er atmet durstig. Fort! denkt er, bloß weg von hier! Und niemandem begegnen...

Er hetzt zur Unterkunft, schlägt die Tür hinter sich zu, wirft sich aufs Bett – atemlos.

Gedanken, Fragmente, kaum zu Ende gebracht, zersplittern. Bewußtsein, Gewissen, Moral – Begriffe, die ihm teuer und wertvoll sind! Sie zu verleugnen hieße, das eigene Gewissen preiszugeben. Körting wird suchen, schufteln, suchen – eine endlos lange Nacht hindurch. Jedes Teilchen werden sie auseinandernehmen, prüfen, zusammensetzen, prüfen, auseinanderbauen – zusammensetzen... und sein Mädchen wird warten, vergeblich warten!

Nein! Ich muß die Wahrheit sagen! Wenn ich weiter lüge, verleugne ich zugleich meine Genossen, das ganze Kollektiv der Flugzeugführer! Es wird mir anhängen, solange ich in eine Maschine steige...

Peter Wilde preßt die Fäuste gegen die Schläfen. So schwer hatte es ihn noch nie gebeutelt, den frühen und entsetzlichen Tod des Vaters ausge-

nommen, der als Eisenbahner beim Rangieren tödlich verunglückte. Das war eine bittere Zeit für ihn und die Mutter gewesen, die danach rasch alterte und die nur noch ein bißchen Stolz wach hielt, Stolz auf ihren Peter, der unbeirrt seinen Weg ging. Zwar hatte die Gesellschaft seine Begabung gefördert, doch das Seinige mußte er schon selbst dazu tun. Und er tat es. Bis heute jedenfalls! Mutter und Petra würden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wüßten sie, daß er...

Peter Wilde springt vom Bett, wischt flüchtig ein paar Regentropfen aus dem Gesicht, wendet sich unentschlossen zum Fenster. Schlankstämmige Kiefern verdecken die Sicht. Aus dem Geäst tropft es monoton. Eine Elster hüpf lautlos von Zweig zu Zweig.

Vor allem Petra! denkt er bitter, seine kluge, empfindsame Germanistik-Studentin aus Rostock, die so gern Eckermann über Goethe las und natürlich Aitmatow. Sie würde mit Gleichnissen aus der Literatur über ihn herfallen, beschwörend mit ihrer raunenden Stimme.

Peter sieht vor sich ihr blasses, ovales Gesicht mit den braunen, fragenden Augen. Sie schaut ihn an, enttäuscht und verächtlich – ja, verächtlich. Da denkt er zornig: Aber soll ich denn, verflucht nochmal, wie ein Anfänger dastehen nachher in der Flugauswertung, vor all den anderen, und mir anhören müssen, ich hätte meine Nerven nicht unter Kontrolle gehabt! Schlecht für einen Jagdflieger, Genosse Leutnant! Sehr schlecht! Grubers Löwenstimme zwingt ihn zur Antwort. Aber dann wäre die Niederlage vollkommen.

Peter durchlebt schon im voraus die ganze Peinlichkeit der Situation; es macht ihn wehrlos und wütend.

Stets hatte er darauf Wert gelegt, schnell zu Achtung und Ansehen zu gelangen, ob im Jugendverband oder später beim Studium an der Offiziers-

hochschule, wo ihn Ehrgeiz und Strebsamkeit, vor allem aber sein leichtes Auffassungsvermögen nicht selten auf Schwächere herabblicken ließen. Natürlich gab es heftige Auseinandersetzungen, prallten Meinungen hart aufeinander, die er sich durch überstiegenen Ehrgeiz, nicht frei von Arroganz, selbst an den Hals beschworen hatte. Von träumerischen Idealen bestimmt, kollidierte er gar zu oft mit der realen Wirklichkeit und glaubte sich mißverstanden. Kritik an seiner Person verletzte ihn empfindlich, so daß er manchmal alptraumhafte Nächte durchwachte. Wie dicht standen da Einsicht und Resignation beieinander. Doch er gab nicht auf, wollte und mußte sich an der Spitze behaupten, und meistens schaffte er es auch. Wie anders sollte er sonst vor sich selbst bestehen?

Wollte er das nun alles aufs Spiel setzen? Was er heute nicht geschafft hatte, hatten aber andere geschafft! Zum Beispiel Fichtner. Er denkt: Wenn sie nun tatsächlich etwas finden am Funkmeßvisier? Ist es da nicht vernünftiger, Ruhe zu bewahren und abzuwarten? All die Skrupel sind doch nur Emotionen, Ängste in der ersten Not!

Gewiß, Rudi würde sich eine volle Nacht um die Ohren hauen, aber schließlich...

Peter Wilde verschanzt sich hinter einer Hoffnung, von der er zunehmend weiß, daß sie nicht in Erfüllung gehen wird. Dennoch klammert er sich daran fest wie an jenen bewußten Strohhalme. Aber die Unruhe, die Angst, mit einer Lüge leben zu müssen, ist mächtiger, sie läßt ihm keine Alternative, sondern treibt ihn aus dem Zimmer.

Er läuft, einem inneren Zwang folgend, durch das Objekt. Der Regen dringt ihm dabei bis auf die Haut, doch Wilde spürt nichts davon. Es hetzt ihn über schmale, vom Regen dunkel gefärbte Betonstraßen, durch Kiefern und Maulbeersträucher, vorbei am Klub, der sich um diese Zeit mit Soldaten zu füllen beginnt –, plötzlich steht er vor dem Personaldienstgebäude, erschrocken und unschlüssig. Der Posten blickt ihn verwundert an. Leutnant Wilde hat keine Ahnung, wie er aussieht; klitschnaß, die beutlige, blaugraue Fliegerkombi ist vollgesaugt vom Regen, der ihm unablässig über die breite Stirn rinnt.

Was ist denn in den gefahren? Wie läuft denn der herum? „Genosse Leutnant, Ihren Ausweis bitte!“ Wilde zuckt zusammen. Den Ausweis –, natürlich! Umdrehen! Schießt es ihm durch den Kopf. Mach dich nicht lächerlich, Mensch! Nervös zerrt die Hand am Reißverschluß, tastet nach der Ausweishülle.

Was zum Teufel will ich bloß hier? Warum bin ich nicht in meinem Zimmer geblieben? In einer halben Stunde beginnt die Flugauswertung. Wenn ich da mit meiner Rechtfertigung glaubwürdig erscheinen will, dann...

Aber das will er ja gar nicht, der Leutnant Peter Wilde. Nein, das will er wirklich nicht! Er will

nur ein wenig vorbeugen, beim Kommandeur; ein kleines Gespräch, sozusagen unter vier Augen, unter Ausschuß der Öffentlichkeit... Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch, Genosse Major! Ich weiß wirklich nicht mehr genau, ob und wann ich das Funkmeßvisier umgeschaltet habe. Es könnte nämlich sein... Wilde sieht sich im Zimmer des Kommandeurs, sieht dessen eindringlich und klug blickende Augen, die plötzlich kühl werden, so hart und kühl, daß er sich hastig umwendet und flieht.

Was danach geschieht, ist schnell erzählt.

Als die Flugauswertung beginnt, fehlt der Flugzeugführer Leutnant Wilde. „Den hab ich im Laufschritt zur Reparaturhalle der KRS rennen sehen“, meint einer der Offiziere, so daß sich der Leutnant Fichtner aufgerufen fühlt zu erklären, was er von Wilde weiß.

„Stellen Sie fest“, sagt der Kommandeur zum Diensthabenden, „wo sich Leutnant Wilde aufhält. Fangen wir an, Genossen.“

Der Zeiger der elektrischen Uhr an der Stirnwand des Kabinetts rückt in diesem Augenblick auf 19.34 Uhr. Es ist dieselbe Zeit, in der Peter Wilde auf Rudi Körting zustürzt, ihn wie besessen vom Gerät reißt und mit atemloser Stimme fragt: „Wann geht dein Zug? Schaffst du's noch, wenn du gleich abhaust?“

Ungeduld, Angst und Besorgnis entstellen dabei sein Gesicht. Doch auch Entschlossenheit. Ja, eine wilde, grimmige Entschlossenheit! Niemand wird nun mehr einen Grund finden, mich schief oder verächtlich anzusehen!

Gehetzt flüchten seine Blicke durch die riesige, weite Halle der Kontroll- und Reparaturstaffel, über das blanke Metall der Rümpfe, Triebwerke, Tragflächen und Leitwerke der Abfangjäger, die, seltsam nackt und demontiert, jedem Unkundigen einen verwirrenden Anblick bieten.

Was aus dieser Halle herausgeht, das weiß Peter Wilde, trägt den Stempel höchster Sicherheit, ist absolute technische Perfektion.

Natürlich begreift Rudi Körting nicht gleich. Er starrt den Leutnant an wie einen Geist. Was soll denn der Blödsinn? denkt er ärgerlich und schüttelt seinen semmelblonden Schopf. Schlimm genug, daß ihm dieses verdammte Funkmeßvisier den Urlaub vermässelt hat! Wozu also jetzt noch diese Fragerei? Doch dann merkt, nein spürt er ganz deutlich, daß gleich irgend etwas passieren wird; er braucht nur in Wildes Augen zu sehen, in dessen kreideweißes Gesicht.

„Los! Hau schon ab!“ schreit der. „Ich sage dem Ingenieur Bescheid. Das Visier... das Funkmeßvisier... da ist alles in Ordnung! Ich hatte es nur nicht rechtzeitig umgeschaltet, verstehst du! Ich habe... ich wollte... Rudi, ich wollte, daß du der erste bist, dem ich das sage.“

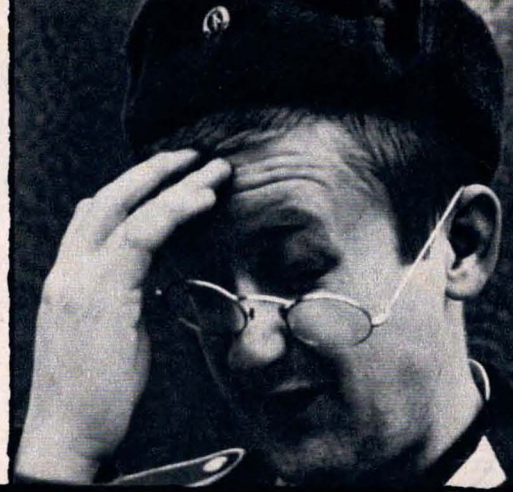


Die junge Schauspielerin

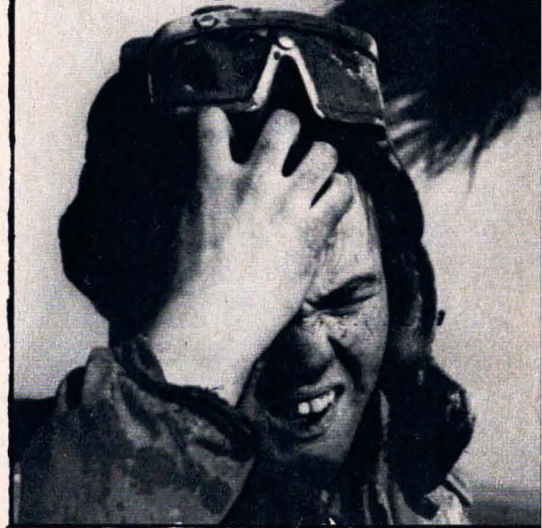
UTE LUBOSCH

spielt eine Hauptrolle in dem neuen DEFA-Film „Glück im Hinterhaus“
nach dem Roman „Buridans Esel“ von Günter de Bruyn.

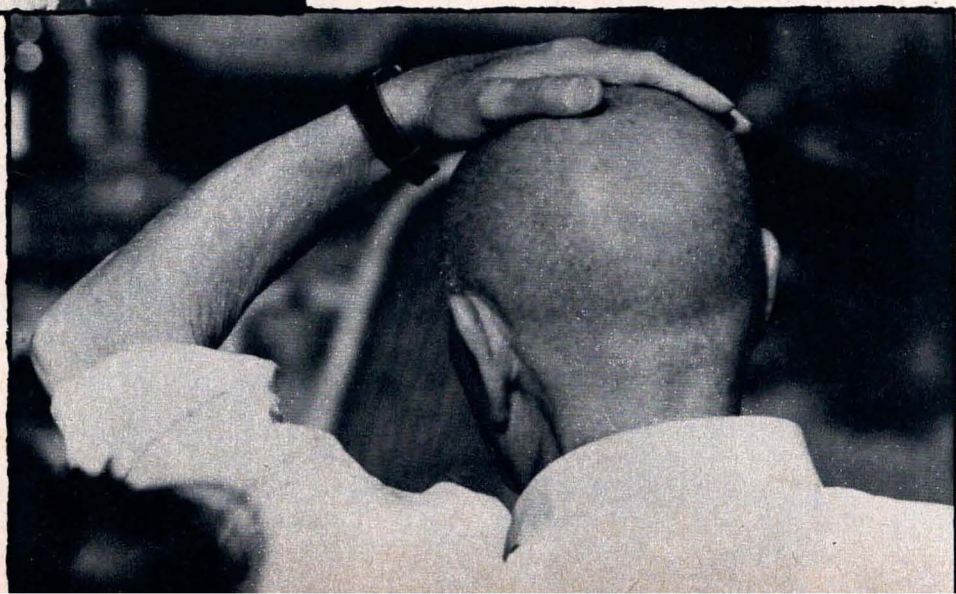
Foto: Günter Linke



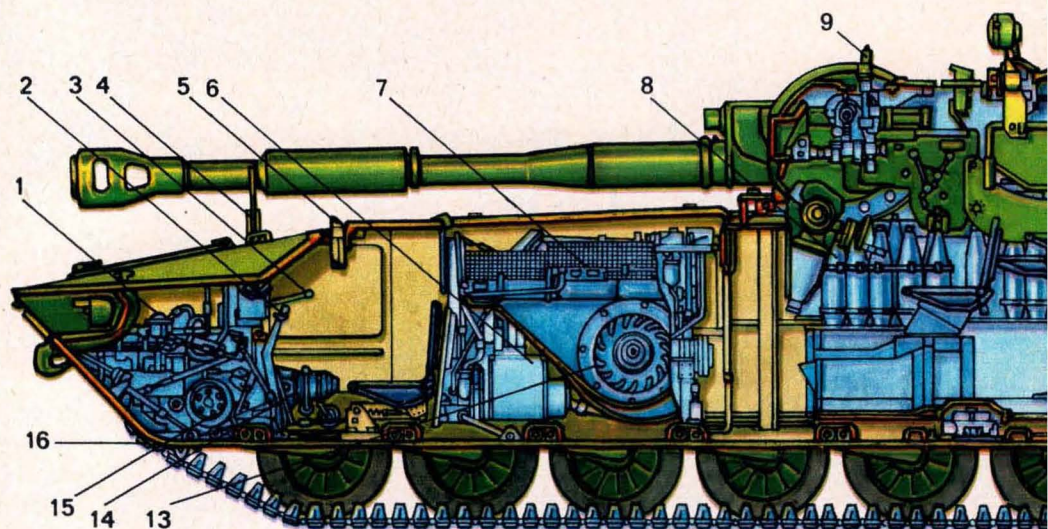
Merke:
Kopffücken
ist noch
keine
Gehirntätigkeit!



Fotos:
Manfred Uhlenhut (2);
Günter Bersch;
Herbert Boswank;
Michael Witzke;
ADN/ZB



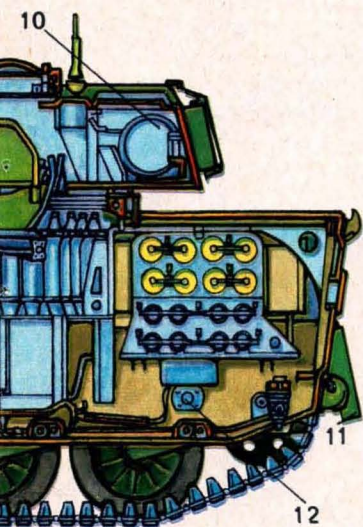
Die schwimmende



Sechs Jahre sind ins Land gegangen seit der Öffentlichkeit zum ersten Male eine neue Generation Artillerie-Selbstfahrlafetten vorgestellt wurde. Wir unterrichteten unsere Leser bereits in Heft 5/78 davon. Zur Ehrenparade anlässlich des 30. Geburtstages der DDR rollten auch erstmals neue SFL durch die Berliner Karl-Marx-Allee. Was Wunder, daß uns danach viele Karten und Briefe erreichten. Wir wurden förmlich mit Fragen zu diesem Waffensystem



Haubitze



- 1 – Druckluftanlage
- 2 – Steuerung für Lenkgetriebe, Kupplung und Bremsen
- 3 – Steuerung für Hauptgetriebe
- 4 – Halterung der Haubitze in Marschlage
- 5 – Sichtgeräte
- 6 – Vorwärmanlage des Motors
- 7 – Ölanlage für Motor und Hauptkupplung
- 8 – Munitionshalterung
- 9 – E-Meßgerät
- 10 – Filterventilationsanlage
- 11 – Leitbleche
- 12 – Hydraulische Stoßdämpfer
- 13 – Kühlmantel
- 14 – Zwischenreduktor
- 15 – Hauptgetriebe
- 16 – Antriebsrad

„bombardiert“. Vor allem die Frage nach der schwimmfähigen SFL stand im Blickpunkt des Interesses, weil sie nicht im Marschband der Paradetruppen zu sehen war. Wie sie beschaffen ist, welche Merkmale sie aufweist und was sie zu leisten vermag, das können wir hier und heute – dank der Hilfe unserer sowjetischen Bruderredaktion „Sname-nosez“ – darlegen.



Beginnen wir mit einem Steckbrief.

Name: Selbstfahrende 122-mm-Haubitze (SFL 122)

Heimat: UdSSR

Geboren: 1973

Gestalt: Gedrungenes Gleiskettenfahrzeug mit Drehturm und Rohr

Bes. Kennzeichen: Schwimm- und lufttransportfähig, sehr beweglich und schnell, feuerstark

Was verbirgt sich alles

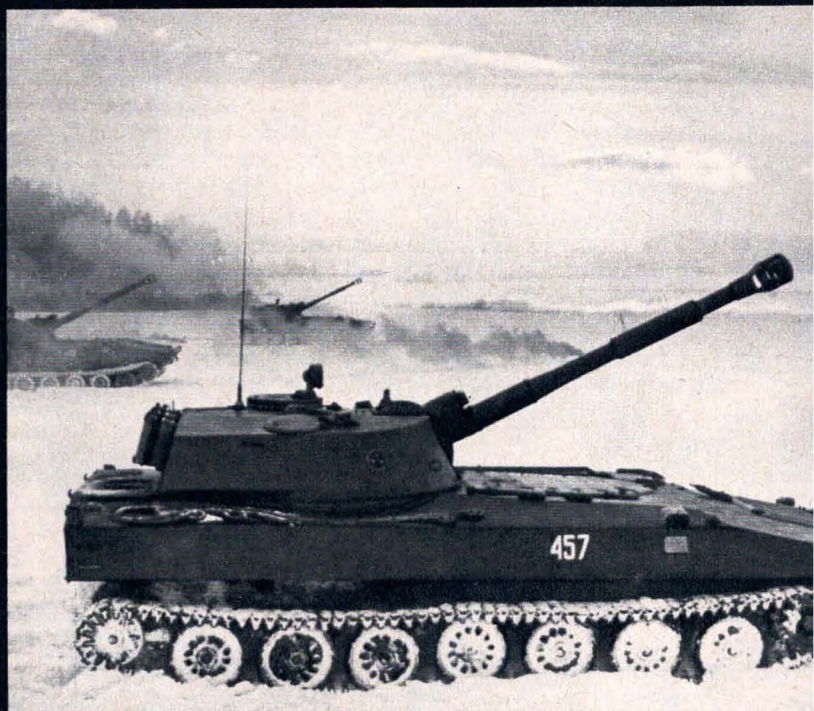
hinter diesen wenigen Angaben?

Mit dieser SFL übergab die Verteidigungsindustrie der Sowjetunion den Landstreitkräften eine moderne Artilleriewaffe von ausgezeichneter Qualität. Die mot. Schützen- und Panzertruppen erhielten ein starkes Unterstützungsmittel, das sie auf dem Gefechtsfeld begleitet.

Die Konstruktion der SFL ist so berechnet, daß sie unter allen klimatischen Bedingungen, bei Hitze und Kälte sowie bei Schnee und Staub, eingesetzt werden

kann. Ihr leistungsstarkes Triebwerk verleiht ihr eine hohe Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit im Gelände. Der beachtliche Kraftstoffvorrat von 550 l ermöglicht Märsche bis zu 500 km ohne Nachtanken. Die hermetisierte Wanne und die relativ geringe Masse von weniger als 16 t gestatten die Überwindung von Wasserhindernissen ohne Hilfsmittel. Der Bodendruck beträgt etwa 0,5 kg/cm². Dieser sehr geringe Wert





Sie ähnelt dem Schwimmpanzer, hat kaum mehr Gewicht und ist doch mit ihrem Kaliber von 122 mm ein „dicker“ Brocken – die SFL. Das Fahrwerk wurde um eine Laufrolle verlängert, der Antrieb im Wasser geht über die Ketten. Sie ist unter allen klimatischen Bedingungen einsatzbereit.

Bild links: Eine Batterie SFL auf dem Marsch.

Fotos: Getmanenko, Sidelnikow; Zeichnung: H. Böhnke

wirkt sich äußerst positiv bei der Überwindung verschneiderter Geländeabschnitte und Sümpfe aus. Die Gleisketten sind mit Gummi-Metall-Gelenken versehen. Sie erlauben Straßengeschwindigkeiten bis zu 60 km/h. Die für eine SFL kleinen Abmessungen sowie die Möglichkeit, die Wanne abzusenken, erleichtern besonders den Lufttransport. Die Grundelemente der selbstfahrenden Haubitze sind das Gleiskettenfahrzeug und der auf einem Kugeldrehkranz gelagerte Turm mit Korb und Schwenkwerk. Die gepanzerte Wanne gliedert sich in drei Abschnitte, deren Lage bestimmt ist durch die Wahl des Aufbaus mit vorn liegenden Antriebsrädern. Im Wannenbug befindet sich der Triebwerksraum, darin links angeordnet der Fahrersitz. Der übrige Teil der Wanne bildet zusammen mit dem Turm den Kampfraum und nimmt die gesamte Artilleriebewaffnung auf. Der um 360° schwenkbare Turm ist eine ganzgeschweißte Konstruktion. In seiner Decke befinden sich links die Kommandantenkuppel, rechts die Luke für den Ladekanonier. Mit dem Turm verbunden ist der sogenannte Korb, der in den Kampfraum hineinragt. Er nimmt die Besatzung des Kampfraumes und einen Teil der Granaten (Kampfsatz) auf. Der Hauptteil des Kampfraumes wird von der Haubitze, den Feuerleitgeräten, Munitionshalterungen sowie den Arbeitsplätzen des Kommandanten, des Richt- und des Ladekanoniers eingenommen. Die 122-mm-Haubitze ist in

der Turmscharte gelagert. Sie läßt sich im Turm vertikal im Bereich von -3° bis $+70^{\circ}$ schwenken. Mit ihr werden Kräfte und Feuermittel des Gegners auf Entfernungen bis zu 15 km bekämpft. Auch Gassen in Minenfelder und Sperren können geschossen werden. Die Feuergeschwindigkeit beträgt bei gezieltem Feuer 5 Schuß/min. Das Rohr der Haubitze trägt eine Mündungsbremse. Diese Einrichtung fängt einen Teil der Rückstoßenergie beim Schuß ab. In der Rohrmitte liegt der Ejektor, der für die Lüftung des Rohrrinneren sorgt. Der Verschluß der Haubitze ist als Fallkeilvererschluß ausgebildet und arbeitet halbautomatisch. Diese Konstruktion gewährleistet, daß beim Ladevorgang in beliebiger Stellung (Erhöhungswinkel) die Granate im Rohr gehalten wird, die Abfeuerungseinrichtung betätigt werden kann und die leeren Hülsen ausgeworfen werden. Auch der Zweitaufzug der Schlagvorrichtung im Falle eines Versagers wird vom Verschluß bewerkstelligt. Die im Turm auf Zapfen gelagerte Wiege vereinigt die Haubitzteile zu einem einheitlichen Ganzen. Gleichzeitig dient sie als Gleitbahn für die Bewegung des Rohres beim Rück- und Vorlauf. Damit die Besatzung vor Schlägen der rücklaufenden Teile geschützt ist, wurde das Rohrmundstück mit einem unbeweglichen und einem abklappbaren Abweiser versehen. Letzterer wird auch als Auflage für die Zuführereinrichtung und den Hülsenauswerfer genutzt. In der Horizontalen kann der Turm elektrisch oder mit

Hand gerichtet werden. Der elektrische Trieb dient dem raschen Schwenken, der Handtrieb zur Feineinstellung. Diese gekoppelte Möglichkeit erhöht bedeutend die Feuerbeweglichkeit der Haubitze. Mit dem periskopischen (ausfahrbaren) Zielgerät kann die Waffe sowohl zum Schießen aus gedeckten Feuerstellungen als auch direkt gerichtet werden.

Als Munition finden Splitter-spreng- und Hohlraumgranaten Verwendung. Zum Kampfsatz können aber auch Nebel- und Leuchtgranaten gehören.

Grundlage der guten Manöviereigenschaften der SFL sind die Antriebsanlage, die Kraftübertragung und das zuverlässige Fahrwerk mit sieben Laufrollen. Diese Aggregate schaffen die Voraussetzung, daß sich die SFL auf unbefestigten Wegen mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 30 km/h bewegen und Steigungen und Hänge bis zu 35° bezwingen kann. Im Wasser treiben die Ketten das Fahrzeug vorwärts. Vorn und hinten angebrachte Abweisgitter lassen eine Geschwindigkeit bis zu 4,5 km/h zu. Selbstverständlich gehört auch eine Filterventilationsanlage zur Ausstattung der SFL. Alles in allem: Die selbstfahrende 122-mm-Haubitze ist ein Gefechtsfahrzeug, das die Gefechtsordnung der Truppen unter allen Bedingungen begleiten kann.

Oberst Dipl.-Ing. J. Burzew
(redaktionell bearbeitet)



*Den Winter traf der Schlag.
Bald ist April. Geizt, Bürger, mit Minuten!
Wer dieses Jahr noch Babys haben will,
der muß sich tüchtig sputen.*

HANSGEORG STENGEL

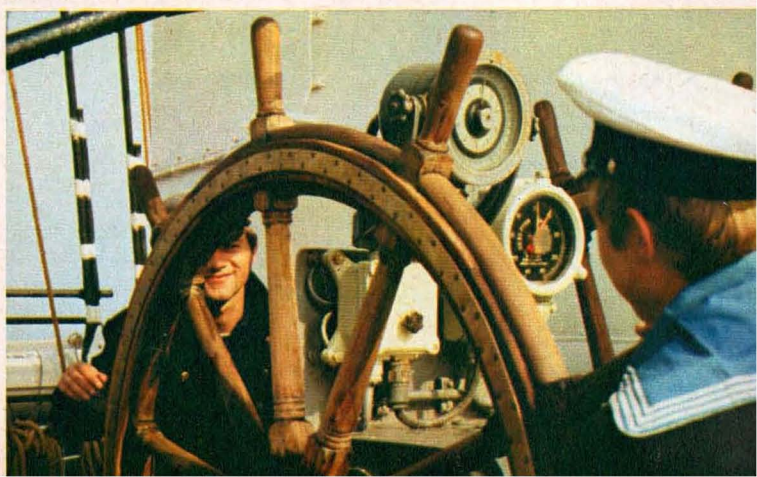
Foto: Michael Nitzschke

Die Schaumhürden



nehmend...

Helmuth Pelzer
(Text) und
Lothar Willmann
(Bild) an Bord
des sowjetischen
Viermasters
„Krusenstern“,
des größten
Windjammers
der Welt.
Impressionen
eines Ostsee-
Sommer-
Segeltörns.



Eine Woche lang lag Neptun, der tangbärtige Meeresgott, schmunzelnd auf der Lauer. Sechs Tage lang zeigte er uns sein sonnigstes Lächeln. Am siebenten aber trieb er mit uns einen halben Tag lang sein Spiel. – Das war ausgangs des Finnischen Meerbusens, und vor der „Krusenstern“ lag weit die Ostsee – das freie Wasser. Der junge Tag war noch aus himmelhohen Flammen aus der See gestiegen. Doch dann auf einmal: Dunstfetzen in einem irren Rosa umflatterten Masten, Segel und Rahen. Der Nebel wurde dichter, grauer, glatter, dicker, pudeldick. Da rührte auch schon das Typhon in tiefem Baß. Es fand, nahebei, ein mehrfaches Echo von Schiffen, die, wie unser Segler, unversehens in die „Milchsuppe“ geraten waren. Der Ausguck auf der Back sah nicht mehr die Spitze des vorgestreckten Klüverbaums, und auch von der Brücke reichte der Blick nicht weiter als bis zur untersten Rah des Großmastes. Jetzt erspähten nur noch die elektronischen Radaraugen der „Krusenstern“, was rings um den Segler geschah. Und die vielen phosphoreszierenden grünen Punkte auf dem Radarschirm sagten den beiden Wachoffizieren, daß ihnen die kommenden Stunden nervenzehrende Konzentration abverlangen würden. Schiffe im Nebel. Das Risiko, kaum geringer als für Schiffe in schwerem Sturm. Die Sicherheit bedeutet in unserem Fall: Sicherheit für 243 Menschen an Bord der „Krusenstern“; von den 167 Kursanten dieser Reise hatten die meisten das Meer noch niemals richtig erlebt. Aber, so sagt das alte Wort russischer Seefahrer: „Der echte Seemann wird nur auf dem Meer geboren!“

Ein wochenlanger Seetörn steht den Kursanten bevor: durch Ostsee, Kattegatt, Skagerrak, Nordsee, rund um die Faröer Inseln, runter

in den Ärmelkanal und dann rolling home nach Riga. Dreimal im Jahr wechseln auf der „Krusenstern“ die Kursanten-Crews. Dreimal für jeweils drei Monate bleiben die Jungens an Bord. Hier hat der Tag für sie 24 Stunden – Tag und Nacht für Segelarbeit, Rudergang, Navigation. Und die Stunden tagsüber von 8 bis 18 Uhr für das Vertrautwerden mit der „Theorie“ von Meerfahrt und Segelarbeit. In den beiden Lehrkabinetten unter der Offiziersmesse wechseln nach strengem Lehrplan – Wache für Wache – die Kursanten: Arbeitsschutz, Schiffssicherheit, Seefahrtstechnik, Kartenkunde, Fremdsprachenunterricht lauten die Hauptfächer der schwimmenden Schule auf See. Und oben an Deck üben sich die Komsomolzen im Winken und Peilen, Loten und Loggen, Pönen und Schmierern, Knoten und Spleißen. „Wir setzen alles daran“, so Kapitän Smelteris, „für jeden Durchgang längere Fahrten in der Ostsee, möglichst aber eine weite Reise hinaus auf den Ozean ins Programm aufzunehmen.“ Er hat das Steuer der „Krusenstern“ aus den Händen von Iwan Schneider übernommen, der durch mehr als zwei Dezennien der Viermaster befehligte und auf ihm nahezu eine viertel Million Seemeilen gefahren ist. Das heißt: Reichlich zehnmal rund um den

Erdball. Dieser Meister der Meere und Enthusiast der Seemannsausbildung unter Segeln hatte uns vordem einmal erzählt: „Wenn die Jungs zu uns an Bord kommen, schaue ich jedem aufmerksam in die Augen. Viele Gefühle widerspiegeln sich darin – bei dem einen Erstaunen, Ungeduld, auch Begeisterung, der Drang, so schnell wie möglich dem Meer zu begegnen, sich zu erproben; aber auch Vorsicht, Zweifel bei anderen. Ich fühle jedesmal, daß die Jungen nur eine sehr vage Vorstellung von den Schwierigkeiten ihres künftigen Berufes haben. Doch schaue ich zum Ende des Praktikums wieder in diese Augen, dann sind es andere, wissendere Augen. Die Jungen haben das Meer gesehen, ein nicht immer zärtliches, aber schönes Meer. Sie haben die Furcht überwunden, den Glauben an sich selbst gewonnen, die Freude an der kollektiven Arbeit empfunden, und dann kann ich spüren, wer von ihnen ein guter Seemann wird.“

Sie, die Kursanten der „Krusenstern“, werden eines nahen Tages das Ruder von Schiffen führen – von Schiffen der UdSSR-Fischereiflotte, der Handelsflotte, vielleicht auch von Schiffen der Rotbannerflotte; als Steuerleute, Offiziere, Kapitäne.

Wie hatte doch Kapitän Schneider seinerzeit noch gesagt? „Natürlich kann man auch auf anderen Schiffen Seemann werden, aber auf einem Windjammer stehen die Jungen viel schneller auf ‚Seebeinen‘. Hier verzehnfachen sich die Schwierigkeiten. Je rascher einer lernt, sie zu überwinden, um so leichter hat er es später. Die Freundschaft auf See, die Kameradschaft, das Füreinanderstehen – das sind auf einem Segler nicht nur Worte!“

Brist Wind durchs Segel, schauen Kursanten, Bootsleute, Ausbilder und Wachoffiziere verstohlen zur Brücke, erwartet jeder das entscheidende Kommando: „Klar zum Segelmanöver!“ So war es

TECHNISCH- TAKTISCHE DATEN

<i>Länge über alles</i>	<i>114,5 Meter</i>
<i>Breite über alles</i>	<i>14,0 Meter</i>
<i>Tiefgang</i>	<i>6,2 Meter</i>
<i>Verdrängung</i>	<i>5 725 Tonnen</i>
<i>Anzahl der Segel</i>	<i>32</i>
<i>Segelfläche</i>	<i>3656 m²</i>
<i>Besatzung</i>	<i>70 Mann</i>
<i>Praktikanten</i>	<i>202 Mann</i>
<i>Ausbildungsleiter</i>	<i>6 Mann</i>
<i>Geschwindigkeit</i>	<i>15–16 Knoten bei günstigem Wind ohne Motorhilfe</i>



oft auf dieser Reise: Im Bord-lautsprecher die Stimme unseres „Ersten“. Dreimal nacheinander sein Befehl „Parusni awral!...“ – und übers Deck spurten die Kursanten, Wache und Freiwache vereint, drängeln sich um Fockmast, Großmast eins, Großmast zwei und Besanmast. Denn um den Windjammer zu beflügeln, werden in der nächsten halben Stunde alle Hände gebraucht. . .

„Enter auf.“ Die Wanten hinauf krabbeln und kraxeln blauuniformierte Kursanten: Über Mars’ und Salings, die Umsteigeplattformen an den Masten, und sie schaukeln in schwankenden Fußspeerden, beängstigend schmalen Stahlseilen, die ihnen bis hoch zu vierzig, fünfundvierzig Metern über dem Wasser der einzige Halt sind, beugen sich über manns-hohe Rahen, krallen sich ins harte Segelzeug, binden die Rahsegeel los, die gefährlich schlagen, sobald sie der Wind irgendwo lose zu fassen kriegt. In diesen Momenten beginnen für die Kursanten die Augenblicke der Wahrheit, lernen sie begreifen, was das alte Seglerwort bedeutet: „Eine Hand fürs Schiff, eine Hand für dich!“ Und wenn sie nachher im Rhythmus der Kommandos vielhundertfüßig die Akkorde trappeln, wenn sie mit aller Kraft und Körperschwere Hand über Hand an Tauen wuchten, hart zupackend die Segel heißen und das Seilwerk, das die Salzfeuchte der Seeluft und den Salzsweiß der Griffe eingesaugt hat, feuerheiß die Handfläche brennt, dann ahnen sie vielleicht auch schon, daß nicht immer Sonntag sein wird, keine Schönwetterfahrt wie jetzt, zu Anfang. Den Jungen steht noch die ganze Härte des Atlantiks bevor: kaltefeuchter Nachtwind des Ärmelkanals, Wasserrauch von Windseen der Nordsee, wenn Wogenrücken unterm Kiel hindurchrollen, schaumweiße Brecher über die Decks wutschen, ihre Gischt-säume bis hoch zu Obermars- und Bramrah schlagen.





Und doch fragt man sich beim Erleben dieser ersten Segel- manöver immer wieder: Ist es wirklich erst drei Wochen her, als die jungen Seefahrtsschüler aus Murmansk und Kaliningrad zum ersten Mal die Planken eines Segelschiffes betraten? Ist es tatsächlich erst vor zwei Wochen gewesen, als sie den Sicherheits- gurt umschnallten und zum ersten Mal in die Wanten des Wind- jammers gestiegen sind? Ist nicht mehr als eine Woche vergangen, da sie – beim Training an Land – sich immer wieder übten, die Segel loszubinden und zu bergen?

Jedoch: Die Neulinge haben ihren Windjammer beflügelt. Weit breitet er seine Schwingen aus. 32 wetter- dunkle Segel, fast 3700 Quadrat- meter schweres Tuch, und wie im leichten Flug durchschneidet die „Krusenstern“ die Schaumhöhen der See...







Wetterleuchten

Kriminalgeschichte von Gerhard Berchert, illustriert von Karl Fischer

Urlaub ist die schönste Jahreszeit. Ob nun die Blätter sprießen oder fallen, ob die Sonne Feuertränen lacht oder ob sie sich grämlich hinter düster trübem Schneegewölk verkriecht.

So jedenfalls empfindet es Soldat Frank-Jürgen Springsgut. Lange schon, scheint es ihm, hat er sich nicht so wohl gefühlt wie heute. Dabei ist die unmittelbare Quelle seiner Freude vorerst eine recht bescheidene: Er sitzt beim Friseur, um sich einen qualifizierten Messerformschnitt verpassen zu lassen. Einen Schnitt, der sein Trinkgeld wert sein wird. Allein schon deshalb, weil er ihn nicht beim Kasernenfriseur über sich ergehen läßt, sondern von der heimatlichen PGH „Figaro“ entgegennehmen darf.

Frank-Jürgen schaut sich um. Hat sich ganz schön herausgemacht, der Laden. Hydraulik-

sessel wie beim Zahnarzt, moderne Waschbecken, große Spiegel. Rauhfaser tapete. Die Wand zum Damensalon ist verschwunden. Dafür teilt eine lange Blumenbank mit Grünpflanzen den im Vergleich zu früher groß wirkenden Raum. Das Fenster im Damensalon, vor der Renovierung noch ein winzigkleines Loch, sieht in seiner jetzigen Größe und mit dem kunstgeschmiedeten Gitter vor den halbgeöffneten bunten Scheiben geradezu vornehm aus.

Ein passender Hintergrund für Frau Krüger, die Leiterin, die mit mondäner Eleganz an der Kasse thront. Hoheitsvoll verabschiedet sie soeben eine Kollegin, die schon Feierabend hat, weil, wie auf einem Schild zu lesen ist, der Damensalon „krankheitshalber“ früher schließt als der Herrnsalon. Springsgut bedauert das



ein wenig; denn es ist angenehm, den Kundinnen hinterherzublicken, die auf dem Wege vom und zum Damensalon alle erst an den Männern vorbei Revue passieren müssen.

Er wendet den Kopf und schaut durch die große, gläserne Tür, in deren Nähe er sitzt, auf die Straße hinaus. Draußen ist es inzwischen finster geworden. Aber irgendwo in der Ferne muß ein Gewitter sein, denn hin und wieder zuckt ein Wetterleuchten auf, taucht das gegenüberliegende Haus und das Katzenkopfpflaster davor in fahles Licht.

Soldat Springsgut richtet seine Aufmerksamkeit wieder auf das Geschehen im Salon. Zwei Kunden sitzen vorn in den komfortablen Stühlen und werden von Friseuren bedient, die er beide nicht kennt. So wie der linke von ihnen

aussieht, der Breitschultrige mit dem dünnen Mongolenbärtchen, so würde er sich Dschingis-Khan vorgestellt haben. Na, und der andere, der Spillerige, der tanzt um seinen Kunden herum wie weiland Rumpelstilzchen um sein Feuer.

Zwanzig Minuten, so kalkuliert Frank-Jürgen, wird es wohl noch dauern, bis er an der Reihe ist. Zwei junge Männer kommen noch vor ihm dran, und deren Köpfe sehen nicht aus, als wäre ihnen mit einem schnellen Fassonschnitt gedient. Dann sitzt da noch einer mit 'nem Gipsarm, der sich mit der heiligen Rechten ungeniert die Brust kratzt. Aber der ist erst nach Springsgut gekommen und deshalb für unseren Urlauber uninteressant.

„Der Nächste bitte!“

Aha, Dschingis ist mit seinem Kunden fertig und hält Ausschau nach dem nächsten. Nur noch einer vor mir, registriert Springsgut unwillkürlich – und zuckt im selben Moment zusammen.

Irgendwo in der Nähe knallt es, und das Licht geht aus. Gleich darauf riecht es, wie man so sagt, nach Ampere, so, als ob irgendwo ein elektrisches Kabel schmoren würde. Einen winzigen Augenblick lang erhellt das Wetterleuchten gespenstisch die Szene. Soldat Springsgut sieht in Blickrichtung drei wie erstarrt wirkende Gestalten: den soeben abgefertigten Kunden, der seine geöffnete Geldbörse in Händen hält, den bärtigen Friseur, der einladend auf den nun frei gewordenen Sessel weist, und schließlich einen der bislang Wartenden – schon halb erhoben und den Mund weit aufgerissen.

Das Bild verschwindet genau so schnell wie es aufgetaucht ist. Dann gellt aus dem Damensalon ein durchdringender Schrei, ein dumpfer Fall folgt und gleich darauf ein schwaches Stöhnen. Unwillkürlich duckt sich Springsgut. Doch als er schon zum Damensalon hinüberstürmen will, hört er, wie polternd ein Stuhl umfällt und jemand an ihm vorbei zur Tür will. Blitzschnell streckt er ein Bein aus, so daß der Flüchtige krachend lang hinschlägt. Ohne sich zu besinnen, brüllt der Soldat aus voller Lunge: „Jeder bleibt an seinem Platz!“ Dann holt er sein Feuerzeug aus der Tasche und bemüht sich, mittels des spärlichen Flämmchens die Situation halbwegs zu überschauen. Dschingis, den Bärtigen, weist er an, die Sicherungen zu überprüfen und die Volkspolizei anzurufen. Der erwacht aus seiner Erstarrung und gehorcht widerspruchslos. Erst als die Beleuchtung wieder angeht, wird dem Soldaten bewußt, daß er dem zu Fall Gebrachten einen Fuß auf den Rücken gestellt hat und ihn so am Boden festhält.

Als der Rettungswagen mit der bewußtlosen Frau Krüger in Richtung Kreiskrankenhaus davongerollt ist, bemüht sich ein Volkspolizeimeister, zusammen mit den anderen Genossen seines Funkstreifenwagens, Ordnung in den einem aufgestörten Ameisenhaufen gleichenden Herrensalon zu bringen.

„Bis die Kripo kommt, setzt sich jeder wieder auf seinen Platz!“ ordnet er an. „Wir werden dann schon rauskriegen, wer die Frau niedergeschlagen und die Kasse ausgeraubt hat. Solange bitte ich um absolute Ruhe!“

Es ist, als ob er im luftleeren Raum die Lippen bewegt und niemand ihn hört – alle schreien wild durcheinander.

„Ich war es nicht!“ beteuert immer wieder lautstark jener Bursche, dem Springsgut geistesgegenwärtig ein Bein gestellt hatte. „Mir sind nur die Nerven durchgegangen, ich hatte plötzlich Angst.“

Als scharfes Falkenauge präsentiert sich der junge Mann, der als nächster an der Reihe gewesen war. „Ich habe den Banditen gesehen“, so ruft er. „Er hatte einen Knüppel in der linken Hand!“

„Gar nichts habe ich bemerkt“, jammert der Kunde, den Dschingis zuletzt frisiert hat. „Ich wollte gerade bezahlen und war wie versteinert, als das Licht plötzlich ausging.“

Frank-Jürgen fordert entschieden: „Alle durchsuchen, der Täter muß das Geld ja bei sich haben.“

Leutnant der K Wieselbach hat sich in dem winzigen Büro des Frisiersalons eingerichtet. Sein Gesicht gleicht heute der Leidensmiene eines Märtyrers, und ein wenig fühlt er sich auch als solcher. Daß es ihn einen Tag vor dem Jahresurlaub noch derart erwischen muß. Ausgerechnet mit einem Raubüberfall. Was das wieder an Papier für Protokolle und Berichte verschlingen wird.

Ein wenig neidisch mustert er den ihm gegenüberstehenden Soldaten. Der ist schon in Urlaub – und erlebt noch was dabei! Obwohl, die reine Freude scheint er auch nicht zu verspüren.

„Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, Genosse Springsgut“, sagt Wieselbach. „Sie haben sehr reaktionsschnell gehandelt – möchten Sie eine rauchen? – Nein? – Vielleicht ein Bonbon lutschen?“

Der Kriminalist langt eine Tüte aus der Tasche und reicht sie dem Soldaten hinüber. Verwirrt greift der zu, offensichtlich mit dem ihn seltsam berührenden Zusammenhang zwischen Lob und dem Anbieten von Zigaretten und Bonbons beschäftigt. Wieselbach beobachtet seine Bewegungen genau.

„Sie sind Linkshänder?“ fragt er dann. „Auch Linksschütze?“

„Ja“, bestätigt Frank-Jürgen verwundert; dann begreift er und wird blaß.

„Sie haben es also auch gehört“, fährt der Leutnant fort, „daß einer der Anwesenden den Täter mit einer Art Knüppel in der Hand gesehen haben will. In der linken Hand! Leider hat er keine brauchbare Personenbeschreibung geben können.“

Springsgut richtet sich steif auf. „Ich verlange, daß Sie mich sofort durchsuchen!“ stößt er hervor. „Diesen Verdacht lasse ich nicht auf mir sitzen.“

„Alles zu seiner Zeit“, meint Wieselbach begütigend. „Das Geld kann ja auch irgendwo im Salon versteckt sein; und ich habe von dem Linkshänder eigentlich nur gesprochen, damit Sie ein wenig mit auf die anderen achten, wenn Sie sich jetzt wieder zu ihnen in den Salon setzen.“

Als Springsgut in den Herrensalon zurückgekehrt ist, in dem der Volkspolizeimeister von

der Funkstreife die Aufsicht führt, überlegt Leutnant Wieselbach, wen er am zweckmäßigsten als nächsten befragen sollte.

Interessiert blickt er auf, als einer der Volkspolizisten, durch die Flurtür hereintretend, meldet: „Das habe ich im Hof, direkt vor dem vergitterten Fenster gefunden, Genosse Leutnant!“

Ein Stück Kabel. Daumendick. Könnte die Tatwaffe sein. An einer Seite sind zwei Adern aus Aluminiumdraht auf Streichholzlänge herausgeführt. Nicht isoliert. Zum Kabel hin zusammengedreht, nach der anderen Seite auseinander gespreizt. Das Ganze sieht aus wie eine zweizinkige Gabel.

Die Gabelzinken scheinen an beiden Spitzen verschmort zu sein. Ja, sie riechen auch so.

Wieselbach versucht, das Geschehen zu rekonstruieren: Der Täter muß das immerhin dreißig, vierzig Zentimeter lange Kabelende versteckt bei sich getragen haben. Vielleicht in einer Aktentasche, vielleicht am Körper. Unauffällig hat er es hervorgeholt und die Zinken in eine Steckdose gestoßen. Achtung, wenn wir die gefunden haben, wissen wir, wo der Täter zur Zeit des Kurzschlusses gesessen oder gestanden hat!

Als das Licht erlosch, ist er blitzschnell in den Damensalon hinübergelitten, hat sein Opfer niedergeschlagen und das Stück Kabel durch das offenstehende, vergitterte Fenster auf den Hof fallen lassen. Vielleicht auch das geraubte Geld? Das dann möglicherweise ein Komplize aufgelesen hat?

Unwahrscheinlich. Der hätte logischerweise auch das Tatinstrument mitgenommen, um die Spuren zu verwischen. Und da erstens die Flurtür von innen verschlossen war, zweitens zur Ladentür niemand hinaus ist, müßten Geld und Täter noch hier zu finden sein!

Der Kriminalist läßt in Gedanken alle an sich vorüberziehen, die zur Tatzeit anwesend waren. Am wenigsten verdächtig sind jener Friseur und sein Kunde, die gerade voll mit einer Kopfwäsche beschäftigt waren.

Genau genommen, scheiden sie als Täter aus. Das dürfte eigentlich auch auf die beiden anderen zutreffen, die ihr Geschäft gerade abgewickelt hatten. Standen sie von allen doch am meisten im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Ebenfalls natürlich der Kunde, der als nächster an der Reihe war. Jener, der angeblich den Täter gesehen hat. Ja, und wenn der sich nicht irrt, dann scheidet auch der junge Mann aus, dem der linke Arm eingepipst ist.

Nur zwei Tatverdächtige bleiben dann übrig: der Bursche, der flüchten wollte, und – der Linkshänder Springsgut!

Leutnant Wieselbach faßt einen ihm in dieser Situation allein sinnvoll erscheinenden Ent-

schluß: Er wird den Anwesenden den vermutlichen Tathergang schildern, wird eine allgemeine Leibesvisitation ankündigen und wird – solange er spricht und die Aufmerksamkeit auf sich lenkt – die Steckdosen im Kundenraum untersuchen lassen.

Der Leutnant von der K hat drüben im Herrensalon das Wort Leibesvisitation kaum ausgesprochen, da unterbricht ihn auch schon Soldat Springsgut und fordert entschieden, als erster durchsucht zu werden.

„Nein ich“, schreit der Ausreißer von vorn los, „damit die Verdächtigungen endlich aufhören und ich nach Hause gehen kann!“

Beschwichtigend hebt Wieselbach die Hände. Doch er kommt nicht mehr zum Zuge. Falkenauge verschafft sich lautstark Gehör: „Will denn niemand zur Kenntnis nehmen, daß ich den Verbrecher gesehen habe? Einen Linkshänder. Der muß doch unter uns zu finden sein!“

„Du Quatschkopf!“ fährt Springsgut erobert auf. „Beim Wetterleuchten war nicht viel zu erkennen. Von dir zum Beispiel nur deine weit aufgerissene Klappe – als ob du den Friseur fressen wolltest. Wenn du also was gesehen hast, dann höchstens vorn im Spiegel und dann verkehrtrüm. Dann aber war das in Wirklichkeit ein Rechtshänder und dann“, der Soldat sieht sich suchend im Raum um, „dann kann das genauso gut auch der Gipsarm hier gewesen sein!“

Verblüfftes Schweigen folgt seinen Worten, und selbst Frank-Jürgen braucht einige Sekunden, bis ihm die innere Logik dessen, was er eigentlich nur so im Zorn dahingeredet hat, voll aufgeht.

Unvermittelt macht Gipsarm einen mächtigen Satz in Richtung Tür. Drohend schwingt er den massigen Gipsverband. Dabei rutscht dieser aus dem breiten, am Hals verknöteten Tragetuch, in dem er bisher geruht hat – Geldscheine flattern durch die Luft.

Unwillkürlich sind alle zur Seite gewichen, um nicht in den Bereich der gefährlichen Schwungmasse zu geraten. Nur der Leutnant ist nach vorn gesprungen, hat mit geübtem Griff zugepackt.

„Hier ist auch die Steckdose“, sagt der Volkspolizeimeister, indem er sich neben dem Stuhl, auf dem vorhin Gipsarm gesessen hatte, aus gebückter Haltung aufrichtet.

Leutnant Wieselbach sieht nun so fröhlich drein, wie das seine Genossen von ihm gewohnt sind. Freundlich nickt er dem Soldaten Springsgut zu – mit den vielversprechenden Worten: „Das dürfte Sonderurlaub geben, wenn meine Meldung bei ihrem Kommandeur eintrifft!“

Springsgut strahlt. Urlaub ist nun mal die schönste Jahreszeit. Ob es nun wetterleuchtet oder nicht.



MITTAGS-GERICHTS-BERICHT



Theoretisch gab es heute was richtig Feines. Auch praktisch sah das Ganze anfangs noch sehr eßtheologisch aus. Ein richtiges Stück Fleisch hatten sie für jeden zurechtgeschnitten, das sogar auf Anhieb mit bloßem Auge zu erkennen war. Die Kartoffeln waren sauber geschält und keimfrei. Sogar das Gemüse war für einen Augenblick eine Augenweide. Dennoch wurde der ganze sozialpolitische Aufwand prompt zunichte gemacht. Mit einer einzigen Kelle Einheitssoße.

Kurz berichtet

Soldat M. kabele uns nach dem letzten Wäschetausch: Unterhosen und Schweizer Käse haben bei uns immer wieder etwas Gemeinsames. Beide sind durchlöchert!

Stoßseufzer von Monika M. aus L.: Mein Kanonier, mein Kanonier hat einen langen, hat einen langen und auch weiten Weg zu mir.

Soldat X. teilte uns mit: Wenn unser Hauptfeldwebel die Mutter der Kompanie sein soll, muß er sich eine böse Schwiegermutter zum Vorbild genommen haben.

KLEINANZEIGEN

Briefwechsel

Suche hübsches Mädchen (18-28) zwecks Heirat. Späterer Briefwechsel nicht ausgeschlossen. Angebote unter MM 9211

Verschiedenes

Ostern steht vor der Tür. Ich bemale Ihre Ostereier kurzfristig und preiswert nach eigenen Entwürfen. Senden Sie Ihre Eier (möglichst gekocht) an A. H., 1058 Berlin, postlagernd.

Soldaten schreiben für Soldaten

POESIE

*Ich kann ohne Nöte
Gedichte von Goethe,
von Brecht und von Heine,
auch Wiens Paule seine,
in Mengen bekommen
zu Nutz und Frommen.
Auch Verse von Ku-Ba
sind immer im Nu da,
desgleichen kann jeda
von Strittmatters Eva
Poeme erbitten.
Fest steht, unbestritten:
Es stimmt hier die Richtung.
Doch bei Zylinderkopfdichtung,
da schütteln die Tröpfe
die lyrischen Köpfe.
Das haut doch nicht hin!*



Typisch

In den Typenblättern geht es unentwegt um Technik. Von unserem Gefreiten Manne S. indes habt Ihr noch nie Notiz genommen, obwohl er eine regimentsbekannte Type ist. Auch bei den Typenblättern sollte im Mittelpunkt der Mensch stehen. Oder irre ich mich da? Soldat Torsten K.

Soldatenpost

...wünschen sich Margit, Vera, Veronika, Ramona (mit Tochter), Ursula, Birgit (mit Mutter), Petra, Gabi, Carola, Zenzi u. v. a.

Stimmenthaltung

Ich wollte nur mal feststellen, daß ich mich bei der Umfrage „Kann Enthaltsamkeit schaden?“ lieber der Stimme enthalten habe. Das kann ja wohl nicht schaden, oder? Soldat Dieter B.

Eierei

Was haltet Ihr von Knickeiern? Soldat Jens U.

Mehr als von geknickten Schulterklappen!



Viele Grüße

Wir haben in unserer Stube den Genossen Heiko W., der neulich auf offener Straße einen älteren Oberleutnant der VP grüßte. Als Entschuldigung gab er an, es sei sein Vater gewesen. Sind wir berechtigt, diese Angabe durch das Wehrkreiskommando überprüfen zu lassen? Stube 222

Aufgelöst

Ich wollte Euch nur mitteilen, daß ich das Rätsel im Dezember-MM gelöst habe. Wenn Ihr bitte vergleichen wollt! Waagrecht: 1. Liebe; 4. Nugat; 5. Eulen. Senkrecht: 1. Lunge; 2. Engel; 3. Enten. War ich nicht gut? R. Löser, Berlin

Wieder mal in die Gemäldegalerie. . .



EVERGREENS

„Heut kommt der Hans zu mir“,
freut sich die Lies.

„Ob er aber einmal pünktlich kommt
oder aber mit der Reichsbahn kommt
oder aber überhaupt nicht kommt,
ist nicht gewiß.“

MM-MONATSBLÄTTER

Märzklopfen kostenlos

Märzallerliebste!

Eggesin, den 3. März

Wie kannst Du nur so märzlos sein?! Der Frühling kommt
und keine Post von Dir. März – was willst Du noch
mehr? Dieser Monat hat's in sich. Ich bin schon ganz
märzkrank. Mein Märzblut gerät in Wallung, wenn ich an
Dich denke. Der Märzschlag ist verdammt unregel-
mäßig. Kurz und gut: ich stehe vor einem Märzinfarkt.
Meine Gedanken sind nur bei Dir, Du mein Märzblatt!
Warum tust Du nichts gegen mein Märzeleid? Warum
schreibst Du nicht? Wenigstens ein paar märzhafte
Zeilen. Das wäre ja so märzerquickend! Vielleicht geht
mein Märzenswunsch doch noch in Erfüllung.

Märzliche Grüße von Deinem März-As Paul



„Wohin denn nun mit den Anschlußsteckern
für die Trockenrasierer?“

MM-SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – ab – aus – ben – buh – del – der –
fan – fen – gangs – ge – ger – i – im – in – kar – ker –
ler – ma – ma – milch – na – näh – ne – ne – ni – ral – rie –
se – sen – stab – streich – te – te – ti – tor – tro – zap
sind höchstens 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
buchstaben, von oben nach unten gelesen, eine überaus
geistreiche kurzweilige Lektüre, die überdies hervor-
ragend bebildert ist, beim Namen nennen.

1. Ein Getränk, das wesentlich gesünder ist als Cola.
2. Einer, der nicht nur eine Biene hat.
3. Einer, der ein Auge auf Deine Freundin geworfen hat.
4. Eine Truppe, die früher immer zu Fuß gehen mußte.
5. Einer, der auf dem Wasser wie zu Hause ist.
6. Einer, der einen Brief abschickt.
7. Ein höherer Dienstgrad mit dazugehörigem Stecken.
8. Ein beliebtes Requisit des Soldaten am Wochenende.
9. Ein Signal, das den Soldaten in die Truppe zurückholt.
10. Einer, der kein Stürmer ist und trotzdem den Anstoß gibt.
11. Ein winziges Handwerkszeug, das manchem arg zu schaffen macht.

Bist du nun Aufklärer oder nicht?



SCHÜTTELREIME

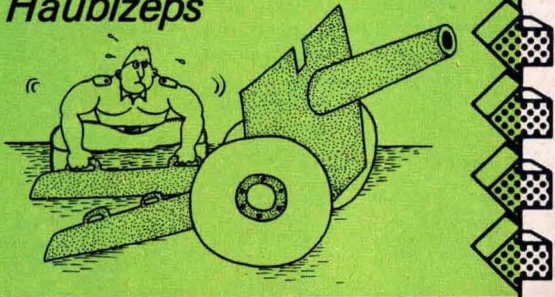
Zwei Knaben gingen in den Wald
und holten sich rote Nasen.
Der eine fand ein Blümlein bald,
der andre den Osterhasen.

Zwei Mädchen gingen in den Tann
mit Wein und Kuchen und Torte.
Die eine fand den Weihnachtsmann,
die andre fand keine Worte.

Zwei Knaben fuhren zur Stadt hinein
und gingen zum Wochenendschwoof.
Der eine fand ein Mägdelein,
der andre fand es doof.

MM-TYPENBLATT

Haubizeps

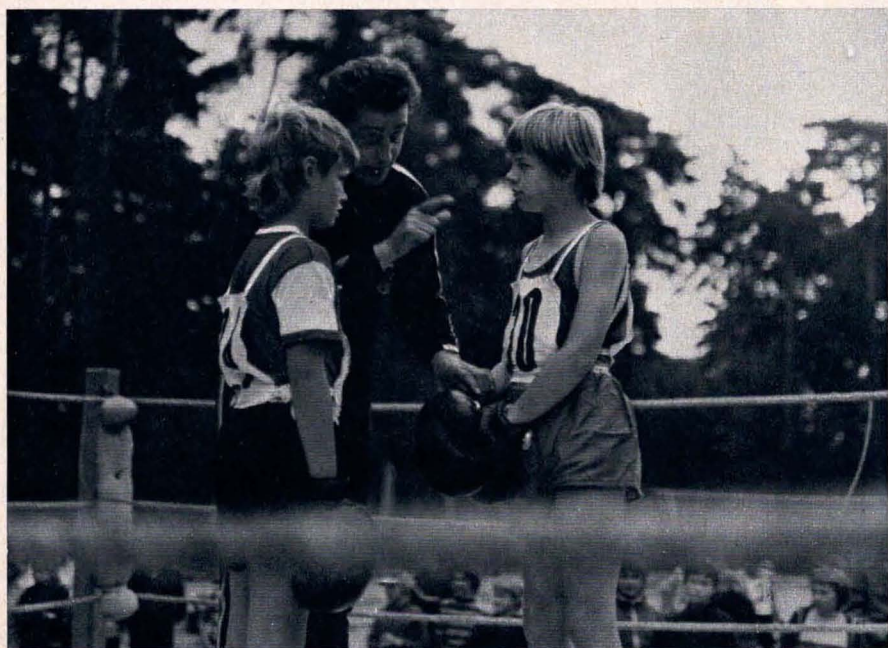


2584 Fotos, eingereicht von 312 Bildautoren und 80 Fotozirkeln, machten es der Jury nicht leicht, eine Auswahl zu treffen. 108 Fotos blieben im Sieb und zeigen auf vielfältige Weise das Grenzerleben. Diese kleine Ausstellung hat einen beachtlichen Wanderweg zu bestehen: Leereinrichtungen und Truppenteile der Grenztruppen, Pionierpalast „Ernst Thälmann“ Berlin, Deutsches Nationaltheater Weimar, kulturelle Einrichtungen in sowjetischen Kasernen, um einige Stationen zu nennen. Die 10. Fotoschau wird ihr eigenes Jubiläum mit jenem der Grenztruppen der DDR (35. Jahrestag) 1981 verbinden und Einblicke in Geschichte und Gegenwart geben.

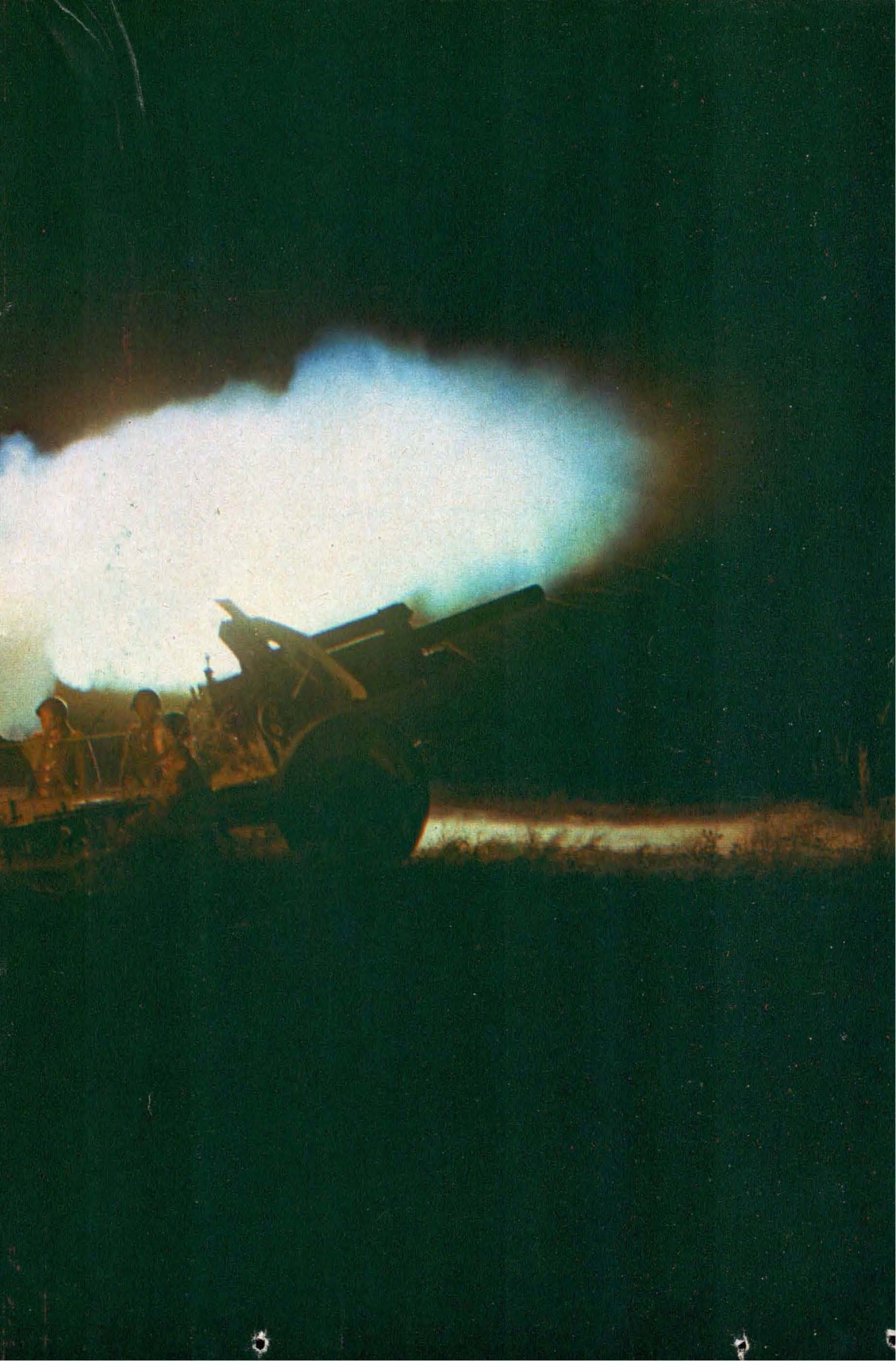
9. Foto- schau der Grenztruppen der DDR

Die Fotos auf diesen Seiten erhielten einen Preis. Sie wurden von Feldwebel Harry Jungherr, Unteroffizier d. R. Hans-Günter Bredow und Feldwebel Holger Hartmann eingereicht.
Oberstleutnant Joachim Degner











Entscheidung

Ein knappes Jahr liegt zwischen diesen Bildern. Das eine zeigt Olaf Beyer bei seinem überraschenden 800-m-Europameistertitelsieg 1978 in Prag, und die anderen zeigen den Unterleutnant vom ASK Vorwärts Potsdam ein Jahr darauf bei den DDR-Meisterschaften in Karl-Marx-Stadt.

Ein Europameister, der über einen Landesmeistertitel jubelt? „Unbedingt!“, antwortet sofort Olaf auf meine Frage. „Im Dezember achtundsiebzig wurde ich am Knöchel operiert. Verlor damit den Anschluß, mußte mich erst mühsam wieder herankämpfen. Der Sieg bei den DDR-Titelkämpfen sicherte mir gleichzeitig den Startplatz beim Weltcup. Dieser

aber sollte neben Punkten für die Mannschaft mir selbst auch Aufschluß darüber geben, wie weit ich wieder bin. Mein dann in Montreal erzielter vierter Platz stellte mich zufrieden, denn er entsprach meinen Möglichkeiten.“ Eine Meinung, die so recht zu Olaf paßt. Er ist bescheiden, kann sich selbst sehr gut beurteilen und verfügt über eine gesunde Selbstbewußtsein. Damals in Prag zeigten sich viele überrascht von Olafs Erfolg. Der blonde Potsdamer hingegen nicht. „Ich wußte mich in sehr guter Form und vertraute auf meinen Spurt. So ein Rennen wird, wie schnell es auch immer ist, erst im Spurt entschieden“, hatte er hinterher gesagt. Und meine

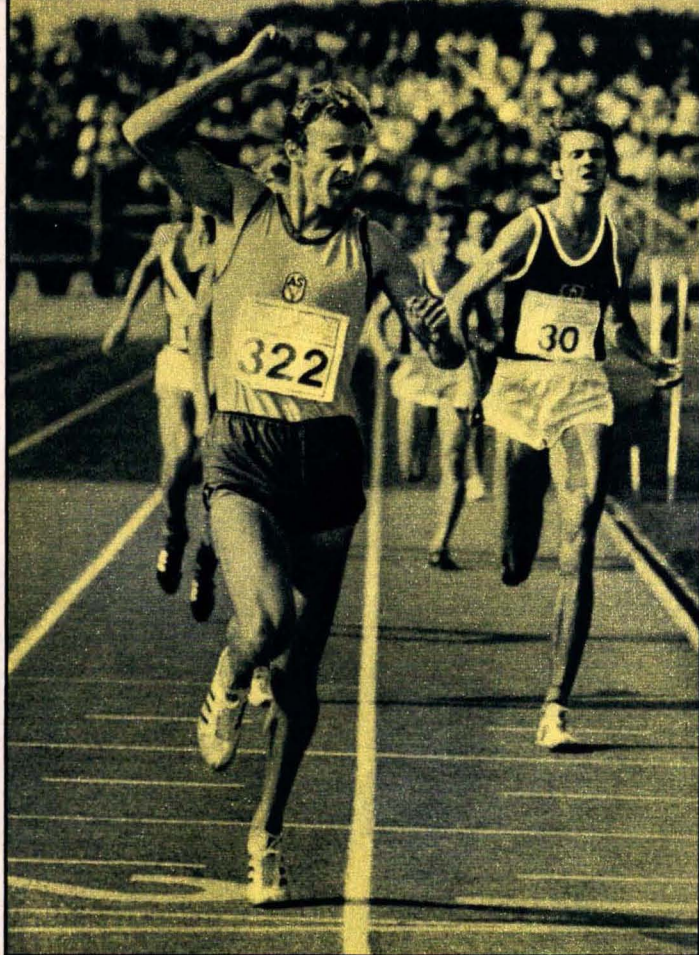
Frage, ob er nicht Furcht gehabt hätte vor einer „britischen Mauer“ mit Steve Ovett und Sebastian Coe, verneinte der Spurtläufer entschieden: „Auf den letzten hundert Metern bricht jeder Riegel. Dort entscheiden nur noch die Reserven. Und auf die konnte ich vertrauen.“

So sensationell Beyers Prager Sieg für die Fachwelt auch war, Olaf ist alles andere als ein „Senkrechstarter“. Vor acht Jahren etwa begann er seine aktive sportliche Laufbahn. Das Beispiel dazu gab ihm Gunter Beyer, der Vater. Als Mittdreißiger noch erfüllte er nahezu täglich ein hartes Laufpensum. Olaf erzählt: „Vater läuft, so lange ich mich entsinnen kann.

◀ Prag 1978
Karl-Marx-Stadt 1979 ▶



Vater Gunter gratuliert dem neuen DDR-Meister über 800 m.



im Spurt

Als wir uns von 1966 bis 1970 in Tansania aufhielten – Vater unterrichtete dort in Chemie und Physik – lief er ebenfalls. Konnte mich aber nicht gerade begeistern. Ich machte nur gelegentlich mit. Dann war es allerdings auch schon sehr hart. Oft bestritten wir Berganläufe. Ich bekam noch zwanzig bis dreißig Meter Vorsprung, und war dennoch später oben als der Vater. Mich strengte es noch so an, daß ich über zweihundert Puls pro Minute hatte. Doch das alles war noch kein bewußtes Training. Damals spielte ich lieber mit den Studenten Fußball oder tummelte mich am Strand. . . .“

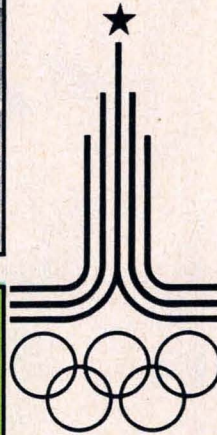
Olaf Beyer, irgendwann einmal als untalentiert abgestempelt, trai-

nierte immer häufiger mit und machte unter Vaters Anleitung sehr gute Fortschritte. Fand Geschmack an der Mittelstrecke über 800 Meter und auf ihr Erfolge: DDR-Jugendmeister 1973, zwei Jahre darauf Spartakiadesieger. Hatte er 1972 noch 2:20,0 Minuten bis ins Ziel benötigt, war er nun schon fast dreißig Sekunden schneller geworden. . . .

August 1976. Eine Woche nach den Olympischen Sommerspielen von Montreal traf sich die DDR-Elite zu ihren Leichtathletik-Meisterschaften in Karl-Marx-Stadt. Viele der daheimgebliebenen Aktiven wollten sich nun verständlicherweise mit den Olympioniken messen, wollten beweisen, was in



*Fälliger Blick
auf Moskau...*



ihnen steckt. Olaf bewies es außerordentlich überzeugend. Er startete für die kleine ASG Vorwärts Leipzig über 800 m und siegte in 1:46,8 min. Eine vortreffliche Zeit. Der neue DDR-Meister hieß somit Olaf Beyer. Ein Jahr später ebenfalls. Olaf war inzwischen zum Armeesportklub nach Potsdam delegiert worden. Sein Trainer: Hauptmann Bernd Dießner, selbst ein erfahrener, erfolgreicher Langstreckenläufer der sechziger Jahre. Jetzt wurde Beyer auch über die DDR hinaus bekannt, sammelte internationale Erfahrungen, wurde 1977 Europacup-Zweiter, zahlte Lehrgeld, wuchs und entwickelte sich in Dießners Trainingsgruppe an der Seite so prominenter Läufer

Zwei schnelle Runden

Ewige Weltbestenliste über 800 m

- 1:42,33 Sebastian Coe, Großbritannien, 1979
- 1:43,43 Alberto Juantorena, Kuba, 1977
- 1:43,57 Michael Boit, Kenia, 1976
- 1:43,7 Marcello Fiasconaro, Italien, 1973
- 1:43,84 Olaf Beyer, DDR, 1978
- 1:43,86 Ivi van Damme f, Belgien, 1976
- 1:43,89 John Kipkurgat, Kenia, 1976
- 1:43,9 Richard Wohlhuter, USA, 1974
- 1:43,9 José Maracho, Frankreich, 1979
- 1:44,07 Luciano Susani, Jugoslawien, 1974

Die Besten der DDR

- 1:43,8 Olaf Beyer, ASK Vorwärts Potsdam, 1978
- 1:45,4 Dieter Fromm, SC Turbine Erfurt, 1972
- 1:45,4 Andreas Busse, SC Einheit Dresden, 1979
- 1:45,7 Manfred Matuschewski, SC Turbine Erfurt, 1969
- 1:45,8 Detlef Wagenknecht, SC Dynamo Berlin, 1978
- 1:45,9 Hans-Hennig Ohlert, ASK Vorwärts Potsdam, 1973
- 1:46,0 Jürgen Straub, ASK Vorwärts Potsdam, 1979
- 1:46,2 Gerhard Stolle, ASK Vorwärts Potsdam, 1974
- 1:46,5 Erhard Schulze, ASK Vorwärts Potsdam, 1969
- 1:46,8 Siegfried Valentin, ASK Vorwärts Potsdam, 1960
- 1:46,8 Bernd Wulff, SC Traktor Schwerin, 1978

Olympiasieger über 800 m der Männer

- 1896 Edwin Flack, Australien, 2:11,0
- 1900 Alfred Tysoe, Großbritannien, 2:01,2
- 1904 James Lightbody, USA, 1:56,0
- 1908 Melvin Sheppard, USA, 1:52,8
- 1912 James E. Meredith, USA, 1:51,9
- 1920 Albert G. Hill, Großbritannien, 1:53,4
- 1924 Douglas Lowe, Großbritannien, 1:52,4
- 1928 Douglas Lowe, Großbritannien, 1:51,8
- 1932 Thomas Hampson, Großbritannien, 1:49,7
- 1936 John Woodruff, USA, 1:52,9
- 1948 Malvin Whitfield, USA, 1:49,2
- 1952 Malvin Whitfield, USA, 1:49,2
- 1956 Thomas Courtney, USA, 1:47,7
- 1960 Peter Snell, Neuseeland, 1:46,3
- 1964 Peter Snell, Neuseeland, 1:45,1
- 1968 Ralph Doubell, Australien, 1:44,3
- 1972 David Wottle, USA, 1:45,9
- 1976 Alberto Juantorena, Kuba, 1:43,5

*Turin 1979:
Olaf Beyer (3) im
Europapokalfinale
über 800 m,
hier noch vorn,
Sekunden später
als Fünfter im Ziel.*

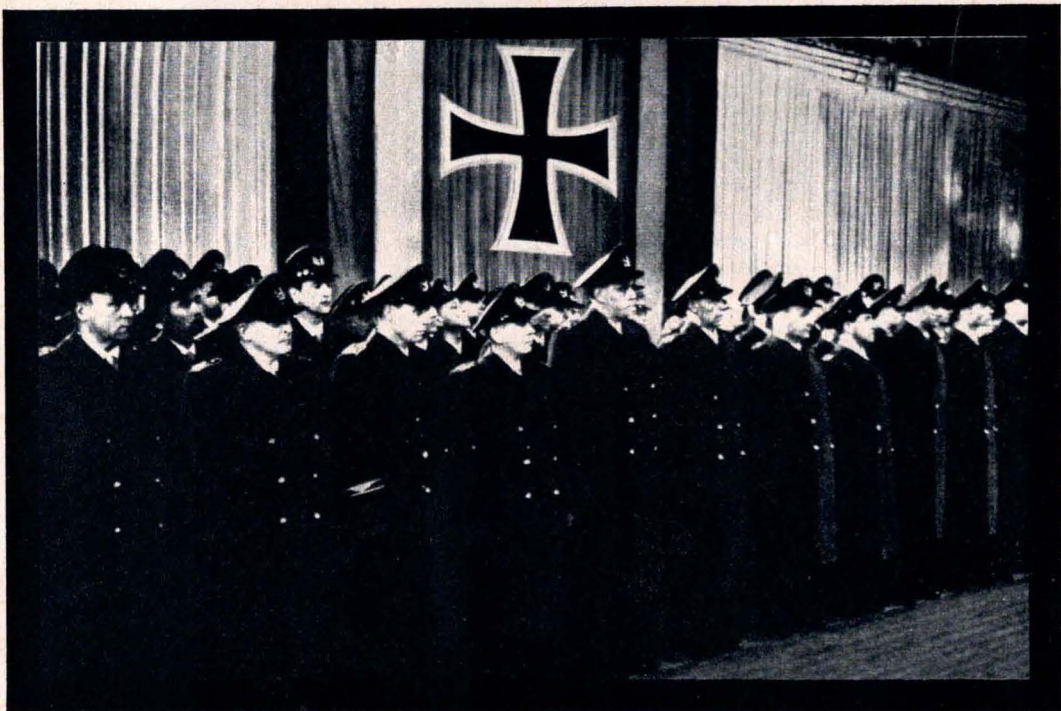


wie Gerhard Stolle, Hans-Hennig Ohlert und Jürgen Straub. Olaf hatte einen Weg beschritten, der – vorerst – im Prager EM-Sieg gipfelte. Am Anfang aber standen das Stadion im sächsischen Grimma und auf dessen Aschenbahn so manche Laufrunde an Vater Beyers Seite. Gunter – ein damals bekannter DDR-Mittelstreckler, Olaf – noch in den Kinderschuhen. Seit einiger Zeit nun machen beide einen Wettstreit „in Familie“. Wenn bei den alljährlichen DDR-Titelkämpfen der Sohn im Kräfte-messen der besten Mittelstrecken-läufer eine Hauptrolle spielt, gehört der Vater zu den etablierten Teil-nehmern der gleichzeitigen Alters-

klassenmeisterschaft. Das brachte beiden eine interessante Serie ein: 1977 wurde Olaf Erster über 800 Meter, Gunter über 1 500 Me-ter Dritter. 1978 siegte der Vater, der Sohn wurde „nur“ Dritter. 1979 vertauschten sie wieder die Rollen, Olaf holte sich seinen dritten DDR-Meistertitel. Wie wär's, würden die Beyers diese Reihenfolge auch im Olympjahr einhalten? War doch Olafs drittem Platz vor zwei Jahren die Gold-medaille des Europameisters gefolgt. . . Beim fälligen Blick auf Moskau möchte sich Olaf nicht eben fest-legen. Aber es spricht für ihn, wenn er sich von der gehörig in Bewe-gung geratenen Mittelstrecken-

szene, von den drei Weltrekorden des Briten Coe über 800 und 1 500 m sowie über die Meile, nicht schockieren ließ. Seine Ansicht: „1:42,33 min sind natürlich schnell. Aber ich glaube, man wird auch bald noch schneller laufen. In Moskau wird es wichtig sein, daß man bei den drei Vorläufen vor dem Finale nicht zu viel Kraft verbraucht. Bei der Vielzahl erst-klassiger Achthundertmeterläufer gibt es sicherlich in jedem Rennen mehr Kandidaten für das Weiter-kommen als Plätze. Ich denke, daß das Finale schnell wird.“ Olafs Reserve aber ist der Spurt. . .
Eberhard Bock
Fotos: Günter Bersch (3),
Christoph Höhne, Klaus Schlage





Es war am 12. November 1955. In Bonn wurden zwei Generale, 93 Offiziere und sechs Feldwebel als erste zu Angehörigen der Bundeswehr ernannt. Sie hatten in der Kraftfahrzeughalle der Ermelkeilkaserne Aufstellung genommen. Ihnen gegenüber ein Rednerpult, an seinen Seiten weiße und gelbe Chrysanthemen, an der Wand das Eisenerne Kreuz. Ansonsten ging's betont unmilitärisch zu, keine Kommandos, auch kein Musik-korps.

In seiner Festrede erinnerte Theodor Blank, seit dem 7. Juni des Jahres erster „Bundesminister für Verteidigung“ der BRD, auch an den General Gerhard David von Scharnhorst, den fortschrittlichen preußischen Militärreformer. Der hatte, wie wir wissen, den Eroberungskrieg abgelehnt, betrachtete es als einzig würdige Aufgabe des Soldaten, das Vaterland zu verteidigen, und sah in der Armee ein friedenserhaltendes Instrument. Der Samstag, an dem der Akt in der Ermelkeilkaserne stattfand, war Scharnhorsts 200. Geburtstag. Sollte die Wahl dieses Datums bedeuten, die Armee, die hier entstand, würde

allein dafür eingesetzt werden, das Land gegen Fremdherrschaft zu verteidigen?

„Wir danken für das Vertrauen und werden uns mit all unseren Kräften dafür einsetzen, dieses Vertrauen zu rechtfertigen und für den Frieden und unser Volk zu arbeiten.“ Das hatte damals tatsächlich auch einer der beiden ersten Generale der Bundeswehr ver-sprochen. Er hieß Adolf Heusinger. Die goldenen Arabesken auf rotem Grund trug er allerdings nicht zum ersten Mal. Generalleutnant war er schon in der faschistischen Wehrmacht gewesen. Als Chef der Operationsabteilung des Generalstabes des Heeres unterschrieb er so manchen Plan für den Überfall auf andere Völker.

Im Oktober 1953 hatte Heusinger in den „Bonner Heften“ schon wieder verlangt: „Angreifen, wo immer sich eine Chance dafür bietet. Mit dieser Kampf-methode sollte der Westen dem Osten gegenüber-treten.“ Und erst am 2. März 1955, also ein paar Monate vor seinem Versprechen in der Kraftfahrzeughalle der Ermelkeilkaserne, unterzeichnete er die „Geheime Bundessache“ mit der Anweisung 126. Sie betraf die „Operation Deco II“. Ziel: „Be-

freiung der SBZ und Wieder-vereinigung Deutschlands durch militärische Besetzung des mittel-deutschen Raumes bis zur Oder-Neiße-Linie“.

Dieser Mann wurde der erste Generalinspekteur der Bundeswehr. Und auf einmal wollte ausgerechnet er nun alle seine Kräfte einsetzen, „für den Frieden zu arbeiten“? Aber so wörtlich war das wohl doch nicht zu nehmen. Denn im Oktober 1957 zum Bei-spiel bezeichnete er den Kommunismus als einen Feind, „den man niemals ändern, sondern immer nur zerstören kann“. Ein paar Wochen später sprach er dann davon, „den Gegner, nämlich die Sowjetunion, zu umklammern und mit strategischen Atomwaffen ständig abzu-schrecken“. Und dann forderte er einfach: „Führen wir die alten Grundsätze, die wir früher gehabt haben, auch in der Zukunft wieder durch.“

Das „Prinzip der Abschreckung“, so heißt es heute in „Materialien zur Politischen Bildung“ der Soldaten der BRD-Streitkräfte, habe „seine Brauchbarkeit als Instrument der Friedenserhaltung bewiesen“ und „einen Krieg in Europa nachweislich verhindert“. Wie sehr die Militärpolitik der BRD

Deco II, Zephir und so weiter

**Ein paar Beispiele,
wie die Bundeswehr
den Krieg in Europa
„verhinderte“**

tatsächlich von Anfang an auf „Friedenserhaltung“ durch „Abschreckung“ gerichtet war, zeigte aber nicht nur die Tatsache, daß man einen Angriffsspezialisten wie den Kriegsverbrecher Heusinger zum „ersten Soldaten“ der Bundeswehr machte. Das kam auch in einer Aussage des damaligen BRD-Außenministers Heinrich von Brentano im Jahre 1956 zum Ausdruck. „Wir sind für die Politik der europäischen Integration in zwei Etappen“, sagte er. „In der ersten Etappe werden die Gebiete bis zur Elbe in die NATO integriert, und wenn man stark genug ist, werden die Gebiete jenseits der Elbe beziehungsweise Oder integriert.“

Um recht bald „stark genug“ dafür zu sein, arbeiteten unter anderem BRD-Militärs in dieser Zeit an dem NATO-Dokument MC 70 mit. Es war die Grundlage für die Ausrüstung der Bundeswehr mit Trägermitteln für taktische Kernwaffen.

Unter Franz-Josef Strauß – von Oktober 1956 bis Januar 1963 Bundeswehrminister, der nur den „Fall Rot“ kannte, nunmehr Kanzlerkandidat der CDU/CSU – wurde die neue „Wehrmacht“ des deutschen Imperialismus zu einer

modernen Atomkriegsarmee ausgebaut. Ende 1958 begann die Bundeswehrführung, eine neue Struktur ihrer Landstreitkräfte einzuführen. Es sollten verhältnismäßig kleine, sehr bewegliche, stark gepanzerte und über eine hohe Feuerkraft verfügende Verbände geschaffen werden. Durch die neue Struktur wuchs die Zahl der Panzer zum Beispiel in den neuen Panzergrenadierdivisionen von 150 auf 216. Insgesamt stieg nach eigenen Angaben die Feuerkraft des Heeres um 20 Prozent. Erstmals erprobt hat man die „Division 59“ bei den Herbstmanövern 1958. Ihre Anlage entsprach einer strategischen Konzeption, für die in den USA bereits 1950 der Begriff „forward strategy – Vorwärtsstrategie“ geprägt worden war. „Es mußte so operiert werden, wie seinerzeit Hitler beim Anschluß Österreichs und beim Einmarsch in das Sudetenland operierte. Man mußte blitzartig in die DDR einfallen und an der Oder stehen, ehe die Volksarmee und die anderen Truppen zur Besinnung gekommen sind“, äußerte sich ein hoher Offizier des Bonner Kriegsministeriums zur Konzeption des Manövers „Side-Step“ im Herbst 1959.

Mitte 1961 stellte dann die Bundeswehr von den NATO-Kräften in Europa bereits etwa 43 Prozent der Landstreitkräfte, 30 Prozent der Luftstreitkräfte und 80 Prozent der Seestreitkräfte des Paktes im Nord- und Ostseeraum. Ihre am weitesten „vorn“ stationierten Heeresverbände wurden beschleunigt dafür ausgebildet, innerhalb von fünf bis sieben Stunden nach der Alarmierung die Grenze zur DDR und zur ČSSR überschreiten zu können. Um „stark genug“ zu sein, bestellte das Bonner Kriegsministerium schließlich auch in den USA operative Raketen vom Typ „Pershing 1“. Verstärkte Feuerkraft, erhöhte Beweglichkeit, Manöver zum Training der Vorwärtsstrategie, neue Atomraketen – man arbeitete wirklich emsig an der militärischen Erstarkung. Für die „Friedenserhaltung“?

„Wenn Sie heute nach jahrelangem Aufenthalt auf einer friedlichen Südseeinsel in die Bundesrepublik zurückkämen, Sie würden innerhalb von 24 Stunden den Eindruck gewinnen: Morgen wird geschossen, morgen gibt es Krieg.“ Das hatte die „Neue Rhein-Zei-

tung“ bereits am 25. Februar 1960 festgestellt. Am 11. Juli 1961 gaben die Parteiführungen der damals regierenden CDU/CSU die Erklärung ab, daß sie daran festhalten werden, „in Zusammenarbeit mit unseren Verbündeten ein wiedervereinigtes Deutschland zu schaffen, das in die europäische Gemeinschaft integriert ist“.

Sieben Bundeswehr-Divisionen seien bereit, „unverzüglich jede Mission auszuführen“, hatte schon Ende Juni Generalinspekteur Heusinger gemeldet. Anfang August wurden weitere Verbände der NATO in Europa in Alarmbereitschaft versetzt.

„Da die Möglichkeiten des Westens erschöpft scheinen, vom Osten auf friedlichem Wege ein Nachgeben zu erzwingen, bleiben nur die Möglichkeiten einer gewaltsamen Änderung des Status quo oder die Aufgabe eigener Prinzipien“, hatte im März 1961 zur Selbstverständigung der BRD-Militärs eines ihrer Organe, die „Wehrwissenschaftliche Rundschau“, geschrieben. „Die gewaltsame Änderung heißt Krieg...“

Daran zeigt sich ja nun ganz deutlich, wie das „Prinzip der Abschreckung“ als „Instrument der Friedenserhaltung“ so funktionieren soll. Mit Divisionen, Manövern und Raketen „abzuschrecken“, was soviel heißt, wie „ein Nachgeben zu erzwingen“. Und wenn die Möglichkeiten dafür erschöpft scheinen, eine „gewaltsame Änderung“ versuchen.

So also „verhinderte“ die Bundeswehr zum Beispiel 1961 den Krieg in Europa. Nachweislich. Und sie gab auch nach dem 13. August 1961 nicht auf, sich „stark genug“ zu machen. „In der Bundesrepublik geht jetzt alles so vor sich, als ob die Bundeswehr daran denkt, keinen Schlag zu erleiden, sondern einen auszuteilen.“ So schätzte die französische Zeitung „Libération“ im Mai 1964 die Lage ein.

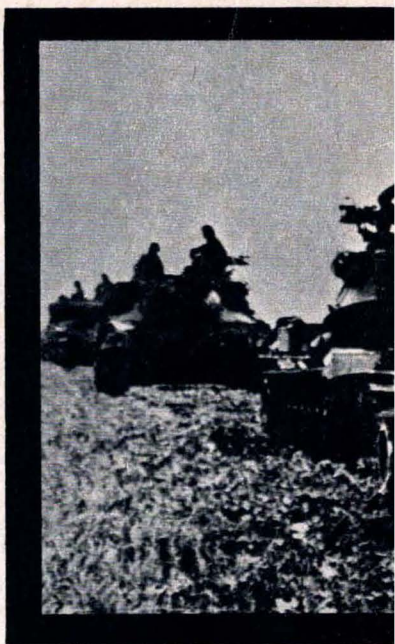
Hatte die Bundeswehr Ende 1963 eine Gesamtstärke von 404000 Mann erreicht, so waren es im Dezember 1966 bereits 468000. Ihre der NATO unterstellten

Heeresverbände im Bereich Mitteleuropa und Ostseezugänge verfügten über rund 2800 Kampfpanzer, 1556 Rohre Artillerie und 457 Einsatzmittel für Kernwaffen. Sie stellten damit in diesem Abschnitt 46 Prozent aller Divisionen, 50 Prozent der Panzer und 36 Prozent der Kernwaffeneinsatzmittel.

Am 10. September 1965 ging der erste „Leopard 1“ an die Truppe. Die geplanten 1500 Kampfpanzer dieses Typs sollten die amerikanischen M 47 und M 48 ablösen. Als Basis, „von der aus die Bundesrepublik überhaupt eine effektive Politik betreiben kann“, bezeichnete man jedoch die „atomare Komponente“.

Zum Ziel dieser „effektiven Politik“ sagte Kanzler Ludwig Erhard 1964 vor der Presse: „Die Bundesregierung kann sich . . . auf keinen anderen Standpunkt stellen: Die Grenzen von 1937 gelten weiter.“ Und der damalige Bundeswehrminister Gerhard Schröder erklärte im Juni 1967: „Abschreckung, flexible Reaktion und Vorverteidigung sind die Grundlagen unserer strategischen Auffassungen. Sie deckt sich mit dem strategischen Konzept der NATO.“

Dementsprechend nahmen im Frühjahr 1968 Generale der Bundeswehr federführend an der Ausarbeitung des NATO-Operationsplanes „Zephir“ teil. Es ging dabei um den „Fall ČSSR“ und die gedeckte Bereitstellung von Interventionstruppen für seine Lösung. Im Mai wurden auf der 14. Kommandeurstagung der Bundeswehr angesichts der mit dem sogenannten Prager Frühling bereits ausgelösten „schleichenden Konterrevolution“ in der ČSSR Studien behandelt, die „demonstrative militärische Aktionen im grenznahen Raum“ und „begrenzte militärische Handlungen“ zum Inhalt hatten. Der Bundeswehrgeneral a. D. Heinz Trettner schrieb am 19. Juli 1968 im „Rheinischen Merkur“ von Möglichkeiten, „bestimmte Phasen politischer Aktionsfähigkeit (Regierungswechsel, Katastrophen, innere Unruhen, Rassenkrawalle)“ auszunutzen, „um überfallartig anzugreifen“. Wie der „Bonner Rund-



schau“ vom 26. Juli 1968 zu entnehmen war, sollte mit der Operation „Zephir“ letzten Endes erreicht werden, daß die „Südflanke“ der DDR und der Volksrepublik Polen „nicht mehr gedeckt“ sei. „Ein Vorstoß über die sowjetische Grenze wäre denkbar.“

Auch das war so ein BRD-gemäßer Beitrag zur „Friedenserhaltung“. Und auch er hatte bekanntlich ein ganz anderes Ergebnis als geplant. Truppenteile der Sowjetarmee, unserer Nationalen Volksarmee und anderer Bruderarmeen halfen am 21. August 1968 den tschechoslowakischen Werktätigen, ihren sozialistischen Staat zu verteidigen. In der BRD arbeitete man weiter daran, „stark genug“ zu werden. Am 13. September 1970 berichtete beispielsweise „Die Welt“, daß SPD-Bundeskanzler Willy Brandt einem Manöver beiwohnte, in dem ein Angriffsverfahren trainiert wurde, „das die Israelis zu Beginn ihres Sechstagekrieges mit Ägypten angewandt hatten und das ihren Blitzsieg garantierte“. Israel hatte bekanntlich am 5. Juni 1967 im Nahen Osten einen Krieg gegen die arabischen Völker begonnen.

„Die Bundeswehr sorgt zusammen mit unseren Bündnispartnern der NATO für die äußere Sicherheit unseres Landes und der westlichen



Welt.“ Das erzählt zum Beispiel Hauptmann Konrad Biertümpel (der Mann heißt tatsächlich so, er ist einer von 26 sogenannten Wehrdienstberatungsoffizieren) bei seinen Auftritten vor der „Schülerfront“. Hat die BRD nur zur äußeren Sicherheit in den Jahren 1969 bis 1979 für die Beschaffung neuer Waffen und Ausrüstungen 54 Milliarden DM aufgewendet? Wurde deshalb die Stärke ihrer Streitkräfte auf 495000 Mann erhöht?

Auch im „Weißbuch 1979 – Zur Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland und zur Entwicklung der Bundeswehr“ steht allerdings, daß die Teilung Deutschlands „nicht endgültig hingenommen“ wird. Es ist von einer „Wiedervereinigung in Freiheit“ die Rede. Es wird erklärt, zur „Vorverteidigung“, wie heute die Vorwärtsstrategie bezeichnet wird, gäbe es für die BRD keine Alternative. „Denkmodelle, die eine Verteidigung unter Aufgabe von Raum vorsehen“, seien „nicht akzeptabel“.

Als wichtigste aktuelle Aufgabe der NATO wird von der Bundeswehrführung die „Modernisierung der nuklearen Kräfte in und für Europa“ betrachtet. Das heißt nichts anderes, als in der BRD „Pershing 2“-Raketen und „Cruise Missile“ mit Reichweiten

bis in die Sowjetunion zu stationieren. Um „stark genug“ zur „Abschreckung“ und für die „Vorverteidigung“ zu sein, werden aber auch bei den Landstreitkräften unter anderem 1800 Kampfpanzer „Leopard 2“ und 26 operativ-taktische Raketenysteme „Lance“ eingeführt, bei der Luftwaffe 210 Mehrzweckkampfflugzeuge „Tornado“ und bei der Kriegsmarine acht Raketenfregatten. Die Umrüstung soll Mitte der achtziger Jahre abgeschlossen sein. (Ist es Zufall, daß der britische Ex-General Hackett in einem Buch den Beginn des dritten Weltkrieges zu eben dieser Zeit voraussagt?) Feuerkraft und Beweglichkeit der Landstreitkräfte werden ferner durch die vierte Heeresstruktur weiter gesteigert. Der Bestand an Kampfбатаillonен erhöht sich insgesamt um 103 auf 253. Von den 12 Divisionen werden 11 zu nahezu gleichwertigen Panzer- und Panzergrenadierverbänden umgebildet. Zugleich wird die Bewaffnung des Heeres unter anderem um zusätzlich 450 Kampfpanzer und 370 Artilleriesysteme verstärkt.

„Die Sicherheit glaubwürdiger“ machen, wie es in der „Frankfurter Allgemeinen“ hieß, sollen auch die zahlreichen Kriegssübungen in unmittelbarer Nähe der Grenze zur

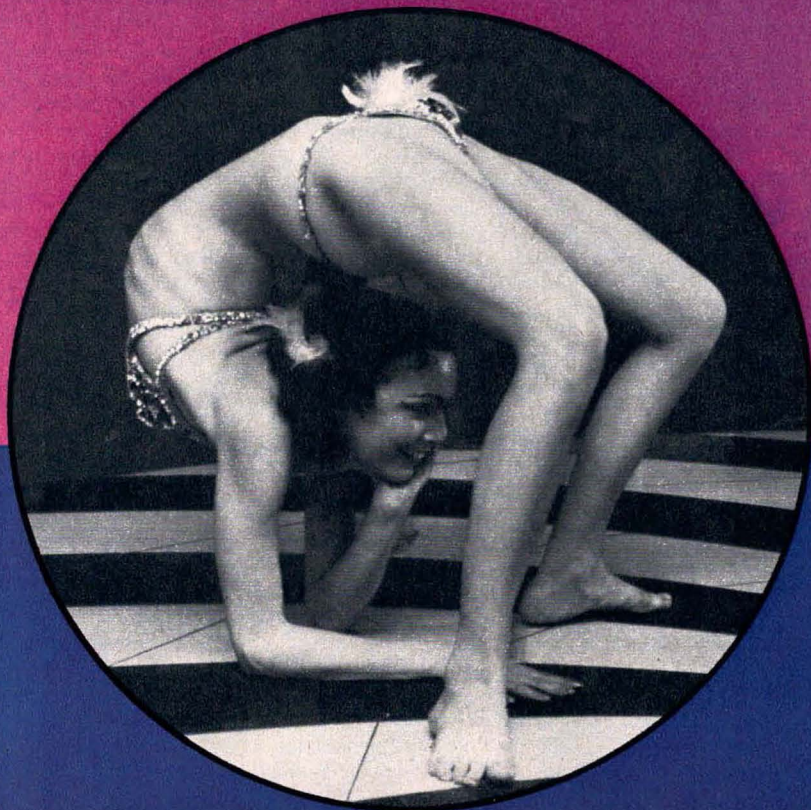
DDR und zur ČSSR. Es fällt mittlerweile schon schwer, sie zu zählen. Höhepunkt der Manöver ist die jährliche Serie unter der Bezeichnung „Autumn Forge“, mit der kurz nach der Konferenz von Helsinki begonnen wurde und bei der laut BRD-Presse jedesmal „die ganze NATO militärisch in Bereitschaft“ ist.

„Selbst zu Zeiten Kaiser Wilhelm II. waren so große Manöver im Deutschen Reich nicht im Gange“, schwärmte einmal der Träger des faschistischen Ritterkreuzes und des Deutschen Kreuzes in Gold, der Bundeswehrgeneral a. D. Franz-Joseph Schulze. Bis zum vergangenen Herbst Oberbefehlshaber der NATO-Streitkräfte Europa Mitte, ist er ein eifriger Verfechter der „Vorverteidigung“. Die NATO-Armeen müßten „den Feind auffangen, noch ehe dessen Vormarsch sich voll entfalten kann“. Und wie der ehemalige Generalstabsoffizier der Hitler-Wehrmacht und Bundeswehr-Oberst d. R. Adelbert Weinstein zu berichten wußte, war bei der vorjährigen „Herbstschmiede“ zum Beispiel die 15. Panzerbrigade nicht zu halten, als sie den Angriffsbefehl erhielt“.

Da, wie Bundeswehrminister Hans Apel meinte, „Verhandlungen zu nichts führen werden, wenn dahinter nicht die erforderlichen militärischen Vorbereitungen stehen“, und um die „Vorverteidigung“ entsprechend zu „untermauern“, wachsen die Rüstungsausgaben der BRD Jahr für Jahr. Von 1960 bis 1970 um 86 Prozent und von 1970 bis 1978 um 140 Prozent. Im derzeitigen Finanzplan sollen die Militärausgaben der BRD, nach den Kriterien der NATO berechnet, insgesamt fast 60 Milliarden DM betragen, etwa ein Drittel des gesamten Staatshaushaltes.

Es ist also schon eine gar seltsame Art, wie da mit aller Kraft für die „Friedenserhaltung“ gearbeitet wird. Aber was kann man denn eigentlich vom Imperialismus anderes erwarten, und noch dazu vom deutschen...

Hauptmann K.-H. Melzer
Fotos: Archiv



Das Licht verlöscht, nur der Punkt-
scheinwerfer läßt einen silbrigen
Schein auf das Parkett im Palast
der Republik fallen. Schwingende,
romantische Musik erklingt. Und
da kommt sie. Graziös und leicht
wie eine Feder schreitet sie mitten
hinein in die scharf umgrenzte
Helligkeit. Trotz des Halbdunkels
im Saal sieht man, daß ihr Lächeln
von vielen im Publikum erwidert
wird. Ein kleiner Handgriff nun,
und der hauchdünne Umhang
gleitet zu Boden – eine strahlende
Schönheit, umflossen von Licht, so
steht sie da. Ein Augenblick noch
des Sammelns, und die Darbietung
beginnt.

Kautschuk-Tanz-Akrobatik nennt
man das, was hier gezeigt wird.
Das Mädchen verknötet sich förm-
lich ineinander, präsentiert die un-
wahrscheinliche Biegsamkeit ihres
Körpers in Figuren von hohem
artistischem Schwierigkeitsgrad.
Und das vorwiegend jugendliche
Publikum dankt für jede über-
raschende Variation mit viel Beifall.
Ästhetisch und von großer
Harmonie bietet sich diese
artistische Arbeit für Auge und
Ohr. Es stimmt einfach alles – die
natürliche Anmut des Mädchens,
das hübsche Kostüm, die sorgfältig
ausgesuchte Musik und schließlich
die Eleganz, mit der die einzelnen
Kautschuk-Elemente verbunden
werden. Dies zu erleben ist wahr-
lich ein reines „Miß“-Vergnügen:
Die junge Artistin trägt den
Künstlernamen Miß Albena. Und
der hat in vielen Ländern und in
der Fachwelt ohnehin einen guten
Klang.

Das, was dieses Mädchen neben
allen äußeren Vorzügen so an-
ziehend macht, ist ihr bescheide-
nes, leises Wesen. Es dauerte
schon ein Weilchen, ehe sie sich
auftrat und ihre Verlegenheit
gegenüber uns „Zeitungsleuten“
überwand. Man möchte meinen,
eine international anerkannte
Artistin, die oft monatelang im
Ausland gastiert und sich auch auf

Autogramm-Anschrift:



Miß Albena

1504 Beelitz,
Berliner Straße 193

Fortsetzung auf Seite 96

Grenzsicherungsboot der Grenztruppen der DDR

Foto: M. Uhlenhut



Nur reichlich zehn Jahre jünger als der Ballon selbst – der bekanntlich 1783 von den Brüdern Montgolfiere als ältestes Luftfahrzeug überhaupt geschaffen wurde – ist die Geschichte des militärisch verwendeten Ballons: 1794 wurde in Frankreich die erste Ballonkompanie aufgestellt, welche die Aktionen der österreichischen Armee zu beobachten hatte. Der dabei verwendete Ballon „L'Entreprenant“ als Vorläufer aller späteren militärischen Luftfahrzeuge stieg gefesselt auf. Im Gegensatz zu den üblichen Freiballons, die der

Weltkrieges relativ wenige (und noch unbewaffnete) Flugzeuge gab, leisteten die Beobachtungsballons unschätzbare Dienste. Außerdem konnte man sie für die Feuerleitung der Artillerie benutzen. Als das Flugzeug immer mehr zum Kampfmittel wurde, behinderten schwerpunktartig gruppierte, unbemannt aufgelassene Fesselballons als Sperren die feindlichen Flugzeuge daran, zum Beschuß oder Bombenwurf niedrig zu fliegen. Sie mußten in größeren Höhen bleiben, konnten so nur ungenau zielen, aber leichter eine Beute der Flak oder Jagdflugzeuge werden. Zur Verbesserung der Beobachtungsmöglichkeiten gab es damals sogar spezielle Hochsee-Ballonschiffe (meist ältere Kriegsschiffe, deren Heck man für diese Zwecke frei gemacht hatte), und natürlich wurde der Ballon auch auf Flußschiffen mitgeführt. Welchen Umfang die Ballonausrüstung im ersten Weltkrieg angenommen hatte, mag eine Zahl belegen: Italien, Deutschland und Rußland hatten zusammen genommen in ihren Frontbereichen 5500 Beobachtungsballons im Einsatz! Da die Rolle der Ballons schnell erkannt wurde, machten die Flugzeuge bald mit speziellen Geschossen Jagd auf sie. Die Folge war, daß die Ballonbeobachter früher als die Flugzeugführer Fallschirme hatten.

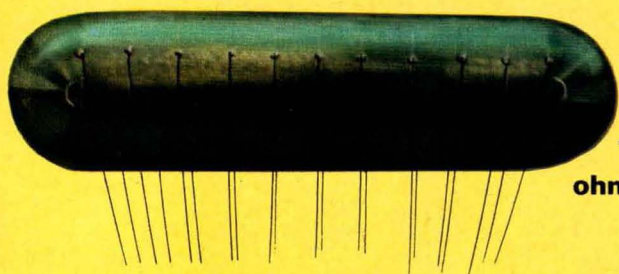
Fesselballons

Wind dirigierte, konnte der Fesselballon beliebig aufgelassen und eingeholt werden. Die Übermittlung der Aufklärungsergebnisse über den heranrückenden Gegner oder über die Stärke der eine Festung einschließenden Gruppierung war nur eine Frage der Zeit. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hatte man das System weitgehend modernisiert und verfeinert, nur die kugelförmigen Ballons – sowohl frei als auch gefesselt – hatte man im wesentlichen beibehalten. Erst um die Jahrhundertwende bildete sich der eigentliche Fesselballon mit seiner länglichen Form heraus, dessen Hülle die Gasfüllung umschließt und die mit Hilfe eines kleineren Luftsacks (auch als Ballonet bezeichnet) stets prall gehalten wird. Das Ballonet ist ein offener Steuersack am Heck der ständig vom Wind durchweht wird und bewirkt, daß sich der Ballon wie eine Wetterfahne immer in Windrichtung stellt. Damit ergibt sich zusätzlich zum Auftrieb durch das Traggas ein Effekt: Die Windkraft vermittelt dem am Ankerseil gegen den Wind gerichteten Ballonkörper einen Auftrieb. Eingeholt wird der Fesselballon von einer Motorwinde, die zumeist auf einem leichten LKW untergebracht ist. Die längliche Form schafft den Gondeln und den darin untergebrachten Soldaten eine ruhigere Lage als im gefesselten Kugelballon. Verbesserungen schufen die am Heck wie Steuer wirkenden drei Wülste, die annähernd um 120° versetzt angeordnet sind.

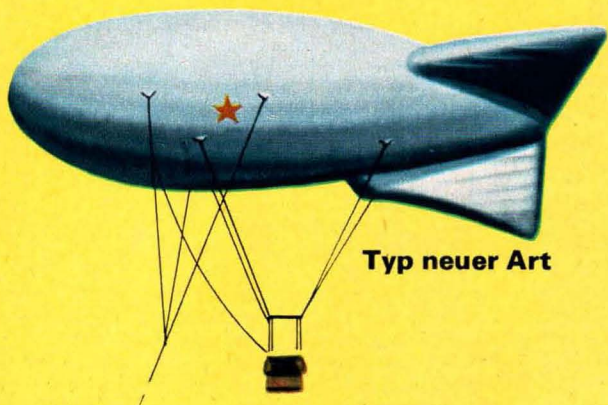
Die schon im russisch-japanischen Krieg 1904/05 verwendeten Fesselballons fanden im ersten Weltkrieg eine große Verbreitung. Zunächst sei festgestellt, daß sie ein relativ billiges, in fast jedem Gelände verwendbares Aufklärungsmittel der höheren Stäbe waren, um sich über die Bewegungen des Gegners bis etwa 15 km hinter der Frontlinie zu informieren. Da es zu Beginn des ersten

Weltkrieges relativ wenige (und noch unbewaffnete) Flugzeuge gab, leisteten die Beobachtungsballons unschätzbare Dienste. Außerdem konnte man sie für die Feuerleitung der Artillerie benutzen. Als das Flugzeug immer mehr zum Kampfmittel wurde, behinderten schwerpunktartig gruppierte, unbemannt aufgelassene Fesselballons als Sperren die feindlichen Flugzeuge daran, zum Beschuß oder Bombenwurf niedrig zu fliegen. Sie mußten in größeren Höhen bleiben, konnten so nur ungenau zielen, aber leichter eine Beute der Flak oder Jagdflugzeuge werden. Zur Verbesserung der Beobachtungsmöglichkeiten gab es damals sogar spezielle Hochsee-Ballonschiffe (meist ältere Kriegsschiffe, deren Heck man für diese Zwecke frei gemacht hatte), und natürlich wurde der Ballon auch auf Flußschiffen mitgeführt. Welchen Umfang die Ballonausrüstung im ersten Weltkrieg angenommen hatte, mag eine Zahl belegen: Italien, Deutschland und Rußland hatten zusammen genommen in ihren Frontbereichen 5500 Beobachtungsballons im Einsatz! Da die Rolle der Ballons schnell erkannt wurde, machten die Flugzeuge bald mit speziellen Geschossen Jagd auf sie. Die Folge war, daß die Ballonbeobachter früher als die Flugzeugführer Fallschirme hatten.

Die revolutionären Streitkräfte im jungen Sowjetrußland übernahmen von der zaristischen Armee mehrere Fesselballons und verwendeten sie erfolgreich in zahlreichen größeren und kleineren Schlachten – so bei Zarizyn und Kamaschin. Diese Ballons waren speziellen Balloneinheiten und auch gepanzerten Flußschiffen (oder durch unsichere Gebiete fahrenden Flußschiff-Gruppen) sowie Panzerzügen zugeteilt. So erhielt die Besatzung des Panzerzuges „Swoboda“ als Verstärkung die 22. Luftschißerabteilung mit einem Ballon. In den jahrelangen Kämpfen gegen die Feinde der Sowjetmacht spielten Panzerzüge als bewegliches, stark bewaffnetes, der Besatzung sowie den Landungstrupps Schutz bietendes Mittel eine hervorragende Rolle. Oft wirkten sie mit der Reiterei sowie mit Kampfwagenabteilungen zusammen. Hinderlich waren lediglich die geringere Sicht und die ungenügenden Beobachtungsmöglichkeiten im waldigen oder stark durchschnittenen Gelände. Der Fesselballon bildete somit in gewisser Weise das weitreichende Auge des Panzerzuges. Der Ballon wurde meist auf eine Höhe von 800 bis 1000 m gelassen, womit der Beobachter nach allen Seiten auf eine Entfernung von rund 20 km die Bewegungen des Feindes aufklären und das Feuer der Bordartillerie leiten konnte. Um möglichst mobil zu sein, setzte man das Fahrzeug mit der Winde in einem gepanzerten Waggon, in dessen Decke eine große Klappe eingelassen war. Der im Jahre 1919 an der Südfront operierende Panzerzug mit der 22. Luftschißerabteilung hatte in wochenlangen Kämpfen 75 Ballonaufstiege, wobei die Beobachter über 200 Stunden in der Luft blieben. Diese Zahlen belegen die Bedeutung der Ballons zu jener Zeit. Die für die Füllung benötigten Gaserzeuger wurden natürlich auf den Panzerzügen mitgeführt.



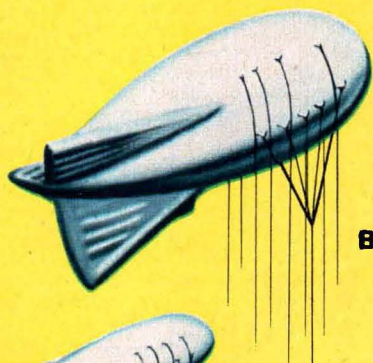
**Typ
ohne Wülste**



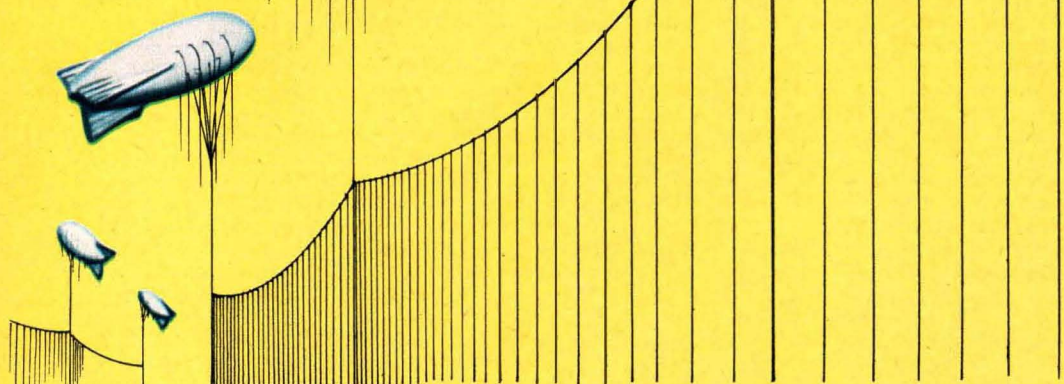
Typ neuer Art



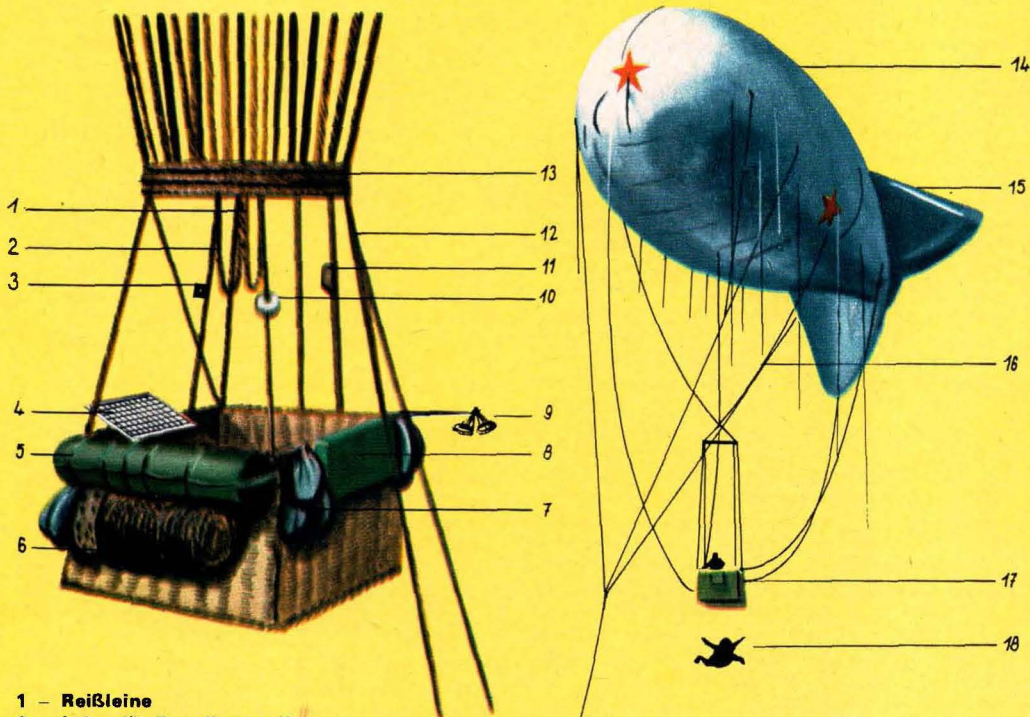
Tandemanordnung



Ballonsperre



Zeichnungen: H. Rode



- 1 - Reißleine
- 2 - Leine für Regulierventil
- 3 - Mikrofon
- 4 - Beobachtungsplanschett
- 5 - Ballastbehälter
- 6 - Seil mit Bodenanker
- 7 - Sandsäcke
- 8 - Funkgerät
- 9 - Antenne
- 10 - Signalkörper
- 11 - Telefonanschluß
- 12 - Halteseile
- 13 - Aufhängung der Gondel
- 14 - Ballonkörper
- 15 - Steuerwülste
- 16 - Halteseile
- 17 - Korb
- 18 - Springer
- 19 - Motorwinde

air Waffensammlung



In der Zeit bis zum zweiten Weltkrieg veränderten sich die Fesselballons kaum. Es wurde üblich, an den ersten Ballon ein Kabel mit einem weiteren Ballon zu befestigen. Diese Kombination wurde als Tandem bezeichnet.

Welche Aufmerksamkeit die Sowjetarmee den Fesselballons trotz der starken Entwicklung des Flugwesens widmete, unterstreicht die Tatsache, daß zu Beginn des faschistischen Überfalls gut ausgebildete und ausgerüstete Balloneinheiten und -truppenteile verfügbar waren. Zwar hatte es in verschiedenen Ländern wiederholt Stimmen gegeben, wonach die größeren Gipfelhöhen der neuen Flugzeuge Ballonsperren wirkungslos ließen. Nach wie vor aber blieben die Ballonsperren mit den stählernen Haltetrossen sowie den Ballonkörpern selbst für die im Tiefflug angreifenden Maschinen eine ernste Gefahr. Die Flugzeuge wurden weiter in größere Höhen gezwungen. Die aktiven Mittel der Luftverteidigung (Jagdflugzeuge, Flak-Artillerie) erhielten ebenso wie die passiven Mittel (z.B. Scheinwerfer) günstigere Möglichkeiten, den Gegner abzuwehren. In der UdSSR zählten die Ballonsperren neben der Flak, den Jagdfliegern sowie den Horch-, Scheinwerfer-, Richtungshörer- und Funkmeßposten zum festen Bestandteil der Luftverteidigung der wichtigsten Städte oder Industriezentren, so von Moskau und Leningrad. Im Bestand des für die Moskauer Luftverteidigung verantwortlichen 1. Luftabwehr-Korps gab es im April 1941 das 1. Sperrballon-Regiment mit 216 etatmäßigen Ballons. Im gleichen Frühjahr war mit dem Aufbau des 9. Sperrballon-Regimentes begonnen worden. Beide Truppenteile zusammen verfügten im September 1941 über 273 einsatzbereite Ballons des Typs KW. Dieser Ballon hatte ein Fassungsvermögen von 230–290 m³, seine Länge betrug 30 m, der Durchmesser 6 m. Als Tandem hießen sie KW-KN, wobei der höher angebrachte Ballon KN nur 180 bis 200 m³ Gas aufnahm. Einzeln stiegen die Ballons in eine Höhe von 2000 m, im Tandem bis auf 3500 m. Im Verlaufe des Großen Vaterländischen Krieges wurde die Qualität der Sperren mehrfach verbessert. Ab Sommer 1942 erhielten die Posten die neuen Ballons vom Typ BAS-126 mit einem Fassungsvermögen von 490 m³ und einer Steighöhe von 4100 m, im Tandem 6000 m! Außerdem qualifizierte man das Personal, so daß es besser in der Lage war, die unterschiedlichsten Wetterbedingungen zu berücksichtigen. Das Beachten von Temperatur, Druck und Windgeschwindigkeit führte dazu, daß weit weniger Trossen brachen und Ballons abgetrieben wurden. Außerdem vervollständigte man das Aufbauschema der Ballonverteidigung, so daß schließlich 445 Posten schachbrettartig von ganz Moskau gruppiert waren und der Abstand von Ballon zu Ballon 1 km und von Tandem zu Tandem 1,5 km betrug. Aus sowjetischen Archiven geht hervor, daß die Sperrballons um Moskau 268mal aufgelassen wurden. Die ersten Verluste hatten die Faschisten durch diese Ballons am 23. Juli 1941. Zwei Maschinen waren mit den Ballonhüllen zusammengestoßen und in der Luft verbrannt. Insgesamt sind beim Berühren von Haltetrossen im Gebiet der Moskauer

Luftverteidigung sieben feindliche Flugzeuge abgestürzt, siebzehn Maschinen mußten notlanden. Eine genaue Übersicht der feindlichen Verluste, die auf das Konto des Sperrballons (Berühren der Trossen, Zusammenstoß mit der Hülle und den darin befestigten Minen) gehen, läßt sich nicht geben, da manche Flugzeuge erst später abstürzten, eventuell im Luftkampf nochmals beschädigt wurden oder gerade noch zu ihren Basen gelangten.

Eine nicht weniger wichtige Rolle haben im zweiten Weltkrieg Beobachtungsballons gespielt. In der UdSSR wurde dafür der Beobachterballon AN-540 verwendet, der einen Mann bis auf eine Höhe von 500 m oder zwei bis auf eine geringe Höhe trug. Groß war die Bedeutung solcher Ballons im belagerten Leningrad. Sie lenkten z. B. das Feuer der schweren Eisenbahngeschütze sowie der Schiffsartillerie auf entfernte, aus dem Ballon erkannte Ziele hinter den feindlichen Linien. Selbst in der letzten Phase des Krieges, so in der Schlacht um Berlin, wurden zahlreiche Ballonaufstiege notwendig. Die in Berlin eingesetzte sowjetische Ballonabteilung ließ 900mal Ballons aufsteigen und erkundete damit 340 feindliche Batterien, die gut getarnt waren. Außerdem unternahmen die Ballonbeobachter 140 Schießkorrekturen auf Feuerstellungen, Flußübergänge, Flugplätze und Konzentrationen von Kräften und Fahrzeugen.

Nach dem Krieg benutzte man wie bereits in früheren Jahren den gefesselten Ballon als relativ billiges, leicht zu bedienendes und sparsames Mittel für die Ausbildung von Fallschirmspringern. Diese auch in der Tschechoslowakei bekannte Methode wird heute noch bei den sowjetischen Luftlandetruppen angewendet.

Für den Aufstieg eines Ballons mit einem Volumen von 600 bis 800 m³ sind 17 Mann als diensthabende Mannschaft, bei den größeren Typen (800 bis 1000 m³) 21 und bei den Ballons über 1000 m³ sogar 25 Mann notwendig. Die mit fünf Mann besetzten Ballons sind mit einer Motorwinde verbunden. Sollte einmal das Haltetau eines Ballons reißen, so steigt der Gondelführer mit dem Ballon auf 400 m, befiehlt den Fallschirmjägern abzuspringen, läßt das Gas durch Ziehen an der Reißleine heraus und springt selbst ab.

Fachleute sind der Ansicht, daß auch unter heutigen Bedingungen gefesselte Ballons als Luftsperre ihre Funktion erfüllen könnten.

Interessant ist, wie Leute die Sachlage einschätzen, die gewöhnlich in der imperialistischen Presse Loblieder auf die Technik der NATO singen. So ist in der „Welt“ vom 28. Juli 1979 ein großer Artikel zu finden, der die Vorzüge des USA-Atombombers FB-111 preist. Die Überschrift dazu heißt bezeichnenderweise: Vor Ballons versagt die Spürnase. Noch deutlicher wird es im Text gesagt, nachdem lang und breit erklärt wurde, die FB-111 könne die gesamte Elektronik des Gegners ausschalten: „Welche Waffen die FB-111 heute zu fürchten hat? Sperrballons. Die Spürnase der ‚Effbee‘ versagt vor dünnen Drähten.“

W. K.

Das Muttergedenken

*Bin wieder dein innegeworden, Mama,
deines tränenvoll schönen Augenpaars
und jenes von Kind auf vertrauten Panamahuts
und drunter deines schon dünneren Haars.*

*Geduld und Zartsinn, leicht nachgedunkelt
im Sturmjahr um unsere Moskauer Stadt -
beinah sind sie wie ein schützendes Helmdach
um deine Haarkrone, ergraut und glatt.*

*Alle Granatsplitter fremder Batterien,
alle Robre, aus denen man auf Russen schoß,
du Gute, sie hatten stets dich zum Ziele -
doch schlitzten sie deine Gewandfalten bloß.*

*Ich seh die Schäden, ich faß sie ins Auge,
hast du sie auch gestopft und geflickt,
die derben Risse, die groben Schrammen -
barbarische Merkzeichen des Kriegs ...*

*So laß mich, du Liebe, heißen Atems,
voll zärtlicher Regung, die tief mich ergreift,
küssen die arme, fahlgraue Haarsträhne,
deine Schulter, von feindlicher Kugel gestreift.*

*Als wir im Fenster des Truppentransportzugs
den Fahrwind schluckten und wallenden Rauch
die Strecken maßen, Stationen zählten
bis zu des Bunkers feurigem Bauch -*

*da standen Tag und Nacht wie Skulpturen
aus Wind und Stahl am Verlauf der Bahn
unablösbare Bataillone von Müttern,
die uns sorgend und wach ansahn.*

*Ich kann euch nicht auseinanderhalten
noch unterscheiden nach Leistung und Rang;
doch du - wie ganz Rußland - barmherzige Mutter
tust deinen Dienst und forderst nicht Dank.*

*Dieses Wort „Mutter“, langhallend und kurz,
im Weltkreis der Heimat gehst auf und ab:
vom Kleinkind in seinem wackligen Bettchen
bis zum toten Krieger in sein Grab.*

*Und keinerlei Abschied kann uns mehr trennen,
halt ich die teuern zerarbeiteten Hände dein
- als hielt ich Mutter Rußlands Hände -
und schließ sie in meinen Händedruck ein.*

Jaroslav Smeljakow (UdSSR), geschrieben 1945
Deutsche Nachdichtung: Hugo Huppert



Illustration: Wolfgang Würfel



OBERFELDWEBEL VERA

Eine Frau über sich, ihre Familie und ihren Dienst in der Tschechoslowakischen Volksarmee

Die Nacht ist für Frau Vera jeden Morgen 5.30 Uhr zu Ende. Ehemann Rudolf geht um diese Zeit bereits zur Arbeit. Sie bereitet das Frühstück vor, weckt die beiden Jungen, schafft mit einigen geübten Handgriffen Ordnung in das morgendliche Durcheinander eines Vier-Personen-Haushaltes, zwischendurch immer wieder Martin, den Jüngeren, zur Eile ermahrend, bringt schließlich Rudolf zum Schulhort, Martin zur Großmutter. . . Wie bei jeder berufstätigen Mutter möchte auch bei Oberfeldwebel Vera frühmorgens alles wie am Schnürchen laufen, oder hier vielleicht besser gesagt: mit militärischer Exaktheit abrollen.

„Die Armee spielt in meinem Leben eigentlich die dominierende Rolle. Viele Jahre trage ich bereits die Uniform. Auch Rudo, meinen Mann, habe ich bei der Armee kennengelernt. Er war damals Soldat, ich bereits Gefreiter. Auf der Straße hatte er mich angesprochen, mich gebeten, seine Armbanduhr aufzuziehen – weil ihm eine Hand verbunden war! Natürlich ein Annäherungsversuch. Aber ein origineller. Er gefiel mir, und so entwickelte es sich eben. . . Übrigens, wenn ein Soldat im Grundwehrdienst mit einem weiblichen Berufssoldaten eine ernsthafte Bekanntschaft hat, können sich daraus mitunter recht eigenartige Situationen ergeben. Ich erinnere mich beispielsweise daran, daß mein

höherer Dienstgrad Rudo einmal vor einer Bestrafung rettete. Er hatte – selbstverständlich wegen mir – seinen Ausgang überschritten. Nicht sehr viel, aber immerhin. . .“



Der Dienst beginnt für Oberfeldwebel Vera um sieben Uhr. In der Militärstaatsanwaltschaft. „Daß ich einmal hier arbeiten würde, hätte ich als Sechzehnjährige nie gedacht. Ein Faible für Uniformen hatte ich ja schon immer – Romantik, der Wunsch etwas anderes darzustellen als meine Altersgefährtinnen, ein Terrain zu erobern, das doch vornehmlich den Männern vorbehalten ist. Genau habe ich mir darüber als junges Mädchen keine Gedanken gemacht. Stewardess wollte ich werden. Im Gymnasium erfuhr ich dann, daß es auch Militärschulen für Mädchen gibt. Sogar mit Fächern, die dem Fliegen nahe stehen, wie Planschettzeichnerin, Helferin des Flugdispatchers, Funkerin. Überrascht war ich allerdings, als ich feststellte, daß sich mit mir gemeinsam 300 Mädchen gemeldet hatten! 30 aber konnten nur angenommen werden. . .“

Vera gehörte zu den Glücklichen. Sie hatte sowohl den zweitägigen physischen Test im Institut für Luftfahrtmedizin als auch die Überprüfung ihres Wissens bestanden. Ein Jahr nach Abschluß der Mittelschule legte sie das

Abitur ab, die Voraussetzung für ihre weitere militärische Qualifikation. Die ersten Wochen waren für Vera, und nicht nur für sie, ziemlich ernüchternd. Sie hatten zwar alle eine gewisse Vorstellung von der Armee, vom Vater, Bruder oder von Bekannten. Aber solange das eigene Erlebnis fehlt, deutet man vieles anders, hat seine eigenen Vorstellungen. „Naive, wie ich schon sehr bald sah. Jungens sind wahrscheinlich von vornherein schon für die Armee besser gerüstet. Um so mehr Energie mußten wir Mädchen aufwenden, um uns recht schnell an die militärischen Lebensformen zu gewöhnen. Plötzlich ist da eine ganz neue Ordnung: Das und das mußt du dann und dann machen. Auf dieses und jenes mußt du achten. Dafür bist du verantwortlich. Wenn du hinaus willst, mußt du eine Ausgangsgenehmigung haben. . . Das war anfangs wirklich schwer. Doch meine ich heute, daß sehr viele Mädchen dadurch zur Selbständigkeit erzogen werden, die sie im Zivilleben ansonsten nie erlangt hätten. Und Selbständigkeit ist keine schlechte Eigenschaft für das Leben. Meinetwegen auch für die Ehe. . .“ Übrigens, auch die Kommandeure weiblicher Einheiten loben Energie und Einsatz der Mädchen beim Überwinden der Anfangsschwierigkeiten wie pünktliches Aufstehen, Frühsport, Ordnung im Schlafsaal. Der Prozentsatz derer, die sich absolut nicht anpassen

können und deshalb ausscheiden müssen, ist in jedem Jahr verschwindend klein. Aber auch der Kommandeur muß sich umstellen. Frauen sind nun einmal feinfühlicher. Das muß der Vorgesetzte beachten und sie trotzdem fordern. Schon bald bekommt er mit, daß sich hinter ihrer Verspieltheit und manchmal auch einer gewissen Leichtfertigkeit doch hohes weibliches Verantwortungsbewußtsein verbirgt. Und die Ausbildung der Mädchen ist beileibe kein Spaziergang. Stunden harten Dienstes am Planschett, immer wieder mit neuen Flugbahnen vollgezeichnet. . .

„Als ich heiratete, war es mit den Mädchenträumen vom Fliegen und dem verantwortungsvollen Posten aus. Der ständige Kreislauf: Haushalt–Planschett–Haushalt beanspruchte mich erst einmal voll und ganz. In freien Stunden ein bißchen Theaterspielen, manchmal ein Kinobesuch. Doch oft reichte auch dazu die Zeit nicht aus. Außerdem, am Planschett werden die Augen ganz schön strapaziert, die geforderte rasche Orientierung stellt hohe Ansprüche an die Konzentration. . . Später verließ ich das Planschett – der Kinder wegen. Leichtgefallen ist mir das ganz bestimmt nicht. Die Arbeit war interessant, ich habe sehr an ihr gehangen.

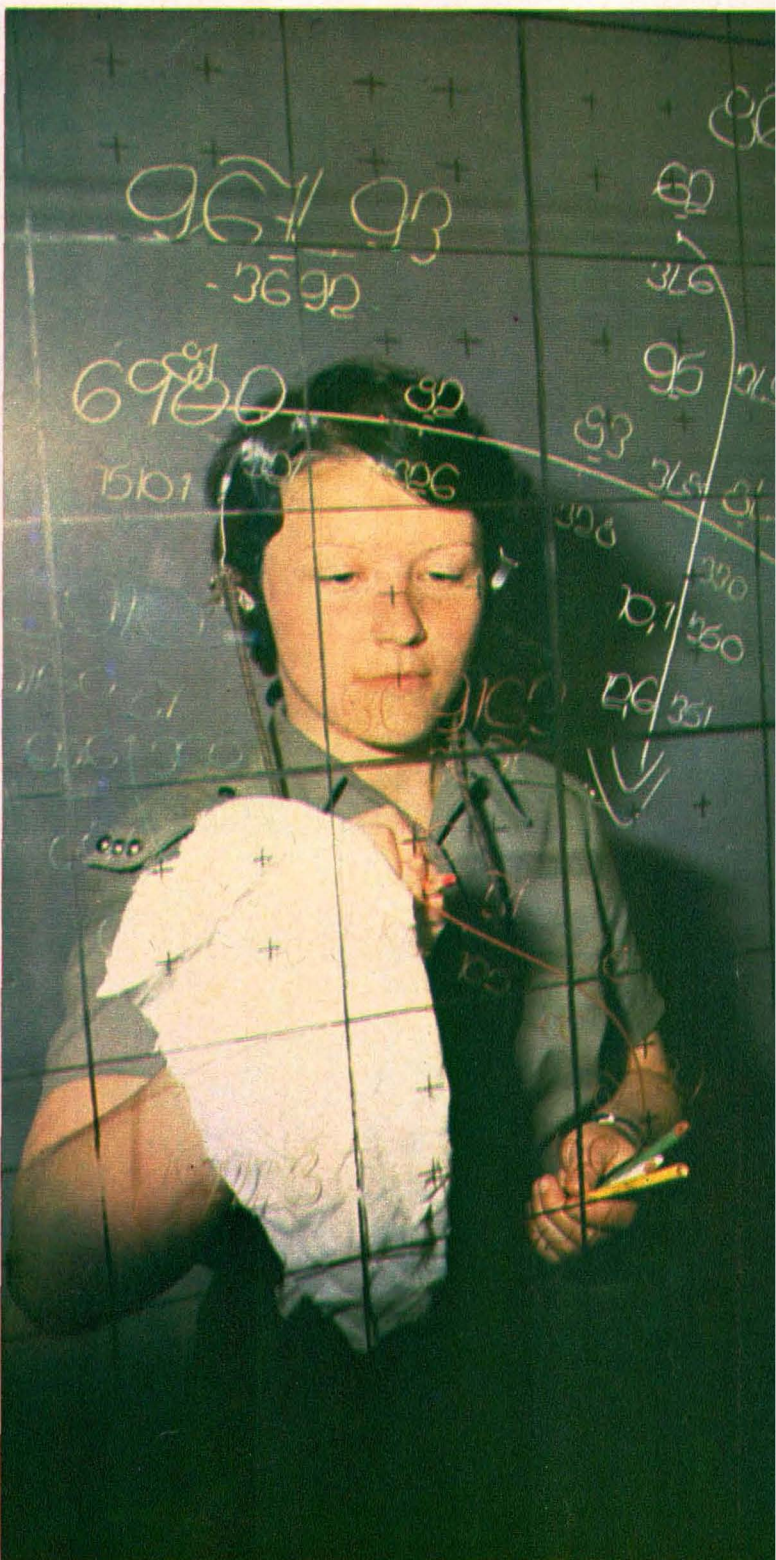
Jetzt arbeite ich bei der Militärstaatsanwaltschaft. Anstelle von Flugbahnen beschäftige ich mich mit Menschenschicksalen. Manche sind alltäglicher Natur, werden schnell wieder vergessen. Aber dann gibt es welche, die mich zum Grübeln zwingen. Warum hat dieser Mensch den Fehler gemacht? Weshalb mußte es mit ihm so weit kommen? Ich suche nach den Fehlern anderer, um eigene zu vermeiden. Beispielsweise bei der Erziehung. . . “



Für Oberfeldwebel Vera ist um 15.45 Uhr der Dienst in der Militärstaatsanwaltschaft beendet. Ihr Mann ist mit den Kindern schon



Foto: Oldrich Egem

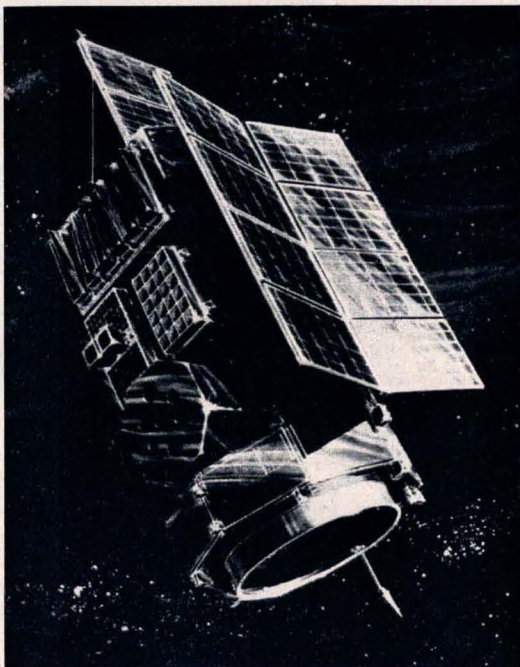


Forschungs-Satellit HEAO 3 (USA)

Technische Daten:

Startmasse	2 950 kg
Umlaufmasse	2 720 kg
max. Körperdurchmesser	2,4 m
max. Körperlänge	5,8 m
Bahndaten	
(Anfangswerte):	
Bahnneigung	43,6°
Umlaufzeit	94,4 min
Perigäumshöhe	485 km
Apogäumshöhe	500 km
1. Start	12. 8. 1977
bisher gestartet	
(Stand 1. 1. 1980)	3

HEAO 3 dient wie seine beiden Vorgänger astrophysikalischen Forschungen, speziell der Suche nach Quellen der Partikel der kosmischen Strahlung und Röntgenstrahlungsphotonen. Die Energieversorgung erfolgt mittels Solarzellen. Als Träger Rakete für den am 20. September 1979 in Cape Canaveral gestarteten Satelliten diente eine Atlas-Centaur.



LKW Military-G (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Masse (leer)	1 590 kg
Nutzmasse	700 kg
Länge	3 945 mm
Breite	1 700 mm
Höhe	1 975 mm
Höchstgeschwindigkeit	134 km/h
Bodenfreiheit	215 mm
Wattiefe	600 mm
Motorleistung	66,0 kW (89,5 PS)

Der LKW, aus einer Baureihe geländegängiger Fahrzeuge von Mercedes-Benz und Steyr Daimler-Puch (Österreich) ist für den militärischen Bereich bestimmt. Er ist allradgetrieben, beide Achsgetriebe können gesperrt werden. Starrachsen mit Schraubenfedern, eine hydraulische Lenkunterstützung und hydraulische Zweikreisbremse gehören zu seiner Ausrüstung.

Jagdbomber „Alpha Jet“ (BRD/Frankreich)



Taktisch-technische Daten:

Startmasse	7 000 kg
Länge	12,29 m
Spannweite	9,11 m
Höhe	4,19 m
Triebwerk	2 Turbomeca/SNECMA „Larzac“
Schub	je 13 240 N (1 350 kp)

Höchstgeschwindigkeit	980 km/h
Aktionsradius	630 km
Bewaffnung	1 Kanone 27 mm; 1 300 kg Kampfmittel
Besatzung	2 Mann

Die „Alpha Jet“, die auch als Strahltrainer genutzt wird, löst in der Bundeswehr ab Februar 1980 das Erdkampfflugzeug Fiat G 91 R/3

(siehe AR 2/80) ab. Insgesamt 175 Maschinen werden aufgestellt. Das Flugzeug zeichnet sich durch gute Manövrierfähigkeit und vortreffliche Kurzstart- und -landeeigenschaften aus. Eingesetzt wird es vor allem für die Luftnahunterstützung und die Aufklärung des Gefechtsfeldes.

Schwere mechanisierte Begleitbrücke TMM (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	19 000 kg
Länge	9 300 mm
Breite	3 200 mm
Höhe	3 150 mm
Bodenfreiheit	360 mm
Steigfähigkeit	30°
Watrfähigkeit	1 m
Höchstgeschwindigkeit	55 km/h
Fahrbereich	650 km

Brückenstrecke:

Masse	4 240 kg
Länge	10 500 mm
Fahrbahnbreite	3 800 mm
Fahrbahnbreite der Spurbahn	1 500 mm
Tragkraft der Brücke	588 kN (60 Mp)

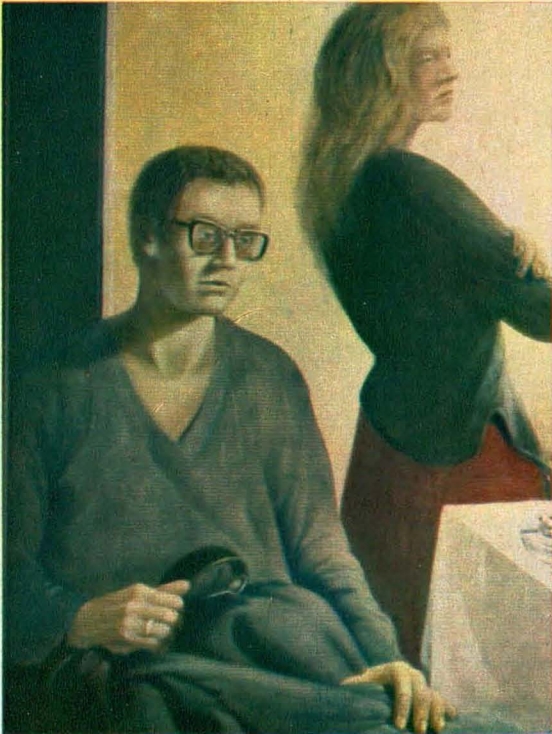
Dauer des Verlegens

einer Uferbrücke	7 bis 9 min
einer 40-m-Brücke	37 bis 41 min



Die TMM ist eine Spurbahnbrücke, bestehend aus dem Brückenlegefahrzeug und der Brückenstrecke. Die Brücke wird vom Basisfahrzeug, LKW KrAZ 214 mit Verlegeeinrichtung, transportiert, verlegt und wieder aufgenommen. Zu einem Satz TMM gehören: 3 Brückenstrecken mit, 1 Brückenstrecke ohne Unter-

stützung, 4 Brückenlegefahrzeuge. Die TMM kann zum Überwinden von Hindernissen mit einer Breite bis 40 m und einer Tiefe bis 3 m eingesetzt und mit anderen Brücken oder Brückenparks kombiniert werden.



Heino Koschitzki Wehrpflicht, Mischtechnik

Als im vergangenen Jahr die bildenden Künstler des Bezirkes Halle Rechenschaft zum 30. Jahrestag der DDR ablegten und ihre neuesten Werke der Öffentlichkeit vorstellten, fiel mir sofort das dreiteilige Bild „Wehrpflicht“ von Heino Koschitzki auf. Trotz zurückhaltender Farbigkeit und den Verzicht auf äußere Aktion zog es die Betrachter in seinen Bann. Zu keinem Gemälde der Bezirkskunstausstellung in Halle gab es so viele Meinungsäußerungen im Gästebuch wie gerade zu diesem. Der Handschrift nach waren es vorwiegend junge Menschen, die hier ihre Zustimmung äußerten. Um wegen des langgezogenen Querformats nicht auf eine Reproduktion in der Armeerundschau verzichten zu müssen, haben wir eine andere Reihenfolge gewählt. Da die drei Bilder zwar in einem engen inhaltlichen Zusammenhang stehen, jedes aber in sich kompositorisch geschlossen ist, ergab sich diese Möglichkeit.

Im linken Bild wird der Betrachter mit einer spannungsgeladenen Situation konfrontiert. Ein heller Farbkeil schiebt sich von oben nach unten zwischen den auf einem Hocker sitzenden Soldaten und der von ihm abgewandten jungen Frau. Ihre Körperhaltung und das Gesicht drücken Unzufriedenheit und Abwehr aus. Der junge Mann ist bedrückt, bringt aber innere Ruhe und Gelassenheit ein und wird zum ruhigen Pol des Bildes. Vielfältig mögen die Gedanken sein, die beim Betrachter geweckt werden. Er kann mit eigenen Erfahrungen vergleichen oder auch abwägen, was auf ihn noch zukommen könnte. Ist sie sauer, achtzehn Monate ohne den Geliebten auskommen zu müssen, wird sie mit ihren Problemen allein nicht fertig, ist sie eifersüchtig, oder hat er ihr mitgeteilt, daß er am Standort eine verständnisvollere Freundin gefunden hat? Vieles schwebt im Raum und verdeutlicht, daß Wehrpflicht nicht nur Verteidigung der Heimat heißt, sondern auch persönliche Probleme in der Familie und im Freundeskreis mit sich bringt, deren Lösung keinesfalls einfach ist, viel Verständnis auf jeder Seite erfordert und manchmal auch eine Trennung für immer mit sich bringen kann.

Das mittlere Bild erscheint demgegenüber fast wie eine Idylle. Leicht gewellt liegt eine weite, offene Landschaft vor dem Betrachter, groß im Vordergrund Marschgepäck und Panzerbüchse eines Soldaten. Eine kleine Eidechse huscht in der Sonne auf die Gegenstände zu. Nichts stört diese friedliche Stille. Wenn auch kein Mensch dargestellt ist, so sind doch seine Anwesenheit und seine Verantwortung für diese Ruhe und das Leben in ihr spürbar.

Um so spannungsreicher hingegen ist wiederum der rechte Teil des Triptychons. In einem engen Raum befinden sich vier Soldaten. Jeder ist vom Maler in seiner Individualität gezeichnet. Ein Gefreiter erklärt einem Neuankömmling etwas, die anderen hängen ihren eigenen Gedanken nach. Ziffern an Türen und Einrichtungsgegenständen versachlichen die Atmosphäre, scharfe Kanten engen die gewohnte Bewegungsfreiheit ein. Koschitzki hat eine treffende Komposition gefunden, die Anfangsschwierigkeiten eines Soldaten zu kennzeichnen. Bestandteil dessen sind die komplizierten zwischenmenschlichen Beziehungen, die sich zwangsläufig ergeben, wenn junge Menschen unterschiedlicher Charaktere und individueller Interessen sich zu einem einheitlich handelnden Kollektiv zusammenraufen müssen und sich keiner den Partner aussuchen kann. Auch in diesem Bild arbeitet der Maler ohne starke Farbigkeit. Grautöne dominieren, ergeben aber sehr zielsicher eingesetzt ein dichtes Spannungsgefüge. Heino Koschitzki, Jahrgang 1936, kennt die Probleme sehr genau, die er hier künstlerisch gestaltet. Er diente siebzehn Jahre in der NVA, zeitweilig als Politoffizier, bevor er aus gesundheitlichen Gründen als Major der Reserve entlassen wurde. Als 36-jähriger begann er ein Studium an der Hochschule für industrielle Formgestaltung „Burg Giebichenstein“ in Halle, das er erfolgreich abschloß. Bleibt zu hoffen, daß er dem hier angepackten Themenkreis treu bleibt und weitere nachdenkenswürdige, bewegende Bilder malt, die sowohl für Dienende als auch für Nichtdienende wichtig und anregend sind.

Dr. Sabine Längert

Waagrecht: 1. Laufbahnbelag, 5. Kircheninneres, 9. Roheisenbarren, 13. eßbare Kastanie, 15. Turngerät, 17. Vorgeiger einer Zigeunerkapelle, 18. lyrisches Chorwerk, 19. sportl. Veranstaltung, 20. Überbleibsel, 22. männl. Vorname, 24. Stadt an der Elbe, 27. Musicalgestalt bei Cole Porter, 29. Stück vom Ganzen, 31. Speisefisch, 34. See in Äthiopien, 36. Kuchengewürz, 37. Maler und Bildhauer des süddeutschen Spätbarocks, 39. Dämpfungsmaß in der Elektrotechnik, 40. Pflege, 42. Stadt an der Elbe, 43. Sitzgelegenheit, 45. Klebstoff, 48. Alpenhirt, 50. griech. Buchstabe, 52. Lichtquelle hoher Leuchtdichte, 54. das künstl. Wellen der Haare, 56. Abschiedswort, 57. jugosl. Stadt, 59. Vorname einer Romangestalt Strittmatters, 60. graumeliertes Wollgewebe, 65. Gewässer in Kanada, 68. Vorderteil eines Schiffes, 69. europ. Hauptstadt, 70. Verkaufsraum in Kasernen, 72. trop. Klettervogel, 75. Teil der Funkanlage, 77. Wind am Gardasee, 78. Angeh. eines Göttergeschlechts, 80. Summe, 81. Greifzirkel, 82. Baumteil, 84. trop. Hirseart, 86. Einrichtung, 88. kalkreicher Ton, 90. kleine Gastwirtschaft, 91. Lebensgemeinschaft, 92. Windschatten, 93. umgänglich für schlechter Tabak, 96. Gestalt aus „Madame Dubarry“, 100. Kanton der Schweiz, 102. Körperteil, 104. Schieferfelsen, 105. Standleuchte, 106. Stamm-, Dauermiete, 107. Erbfaktor, 109. japan. Reiswein, 112. Stoffschaden, 115. Streitmacht, 117. Krankheitserreger, 119. Gebührenordnung, 120. Flachland, 121. Dolch der Malaien, 122. Wolganebenfluß, 124. Futterpflanze, 126. Vorname Zolas, 129. Gewürzpflanze, 131. ehemal. ungar. Fußball-Nationalspieler, 132. Stadt in der Schweiz, 135. Milz, 137. Gangart des Pferdes, 139. Oper von Robert Hanell, 140. bequeme Morgenklei-

dung, 143. Gemeinde im Bezirk Potsdam, 144. starker Süßwein, 145. Handwerker, 146. Zeichnung, Muster, 147. erfolgreiche Hürdensprinterin der DDR, 148. Zeiteinheit.

Senkrecht: 1. Huftier feuchtwarmer Tropenwälder, 2. Ortsveränderung, 3. Bittermittel, 4. Sinnesorgan, 5. Zitattensammlung, 6. Körperteil, 7. Variante, 8. Tip, Hinweis, 9. Vulkan in Tansania, 10. Stadt in Argentinien, 11. Gestalt aus „Der fliegende Holländer“, 12. Laubbaum, 14. ein Alkan, 16. russ. Maler, gest. 1930, 21. Reihe, Stufenfolge, 23. Abwesenheitsnachweis, 25. Staat in Vorderasien, 26. Gestalt aus „Freier Wind“, 28. Brennstoffbehälter, 30. engl. Titel, 32. altes Papierzählmaß, 33. franz. Widerstandskämpferin, 35. musikal. Kunstwerk, 38. Schriftsteller, NPT, 41. die Zähne der Wirbeltiere, 42. Sammelbuch, 43. Brotaufschnitt, 44. Bezeichnung, 46. ehemal. japan. Weltklasses Turner, 47. Handwerker, 49. Altberliner Original, 50. internat. Schriftstellerorg. (Abk.), 51. griech. Insel, 53. ungebrannter Lehmquader, 55. islam. Rechtsgelehrter, 58. Angeh. der ehemals herrschenden Kaste in Peru, 61. sagenhafter altgriech. König, 62. Darmentzündung, 63. Stadt in der Republik Indien, 64. Kuranebenfluß, 66. seltenes Mineral, 67. Flugzeugtyp, 71. Metallstift, 73. Heilpflanze, 74. Nagetier, 76. Wartanebenfluß, 77. Wolganebenfluß, 79. Zahl, 83. Bühnentanz, 85. altes Längenmaß, 87. lat.: Land, 89. Haltetau der Gaffel, 90. chem. Element, 93. Palmenart, 94. Heilpflanze, 95. Schweizer Mathematiker des 18. Jh., 97. Sportboot, 98. Zierpflanze, 99. genaue Tagesbezeichnung, 101. Schreitvogel, 102. List, Tücke, 103. Insel in der Irischen See, 104. Theaterplatz, 108. flaches Küstentfahrzeug, 110. Hauch, 111. Zufluchtsstätte, 113. Sultanserlaß, 114. Fell der Bärenrobbe, 115. griech. Göttin der Jugend, 116. organ. Verbindung, 117. sowjet. Halbinsel, 118. franz. Fluß, 123. Vorname einer Dramengestalt Lessings, 125. einjähriges Fohlen, 126. Kurort im Harz, 127. marderartiges Raubtier, 128. Ölbaumharz, 130. Schauspielerin der DDR, 131. Sandfarbe, 132. Schauspielerin der DDR, 133. Oper von Massenet, 134. Waldschädling, 136. Staat in Vorderasien, 138. südfrenz. Stadt, 141. Komponist der Oper „Die Zauberflöte“, 142. german. Wurfspieß.

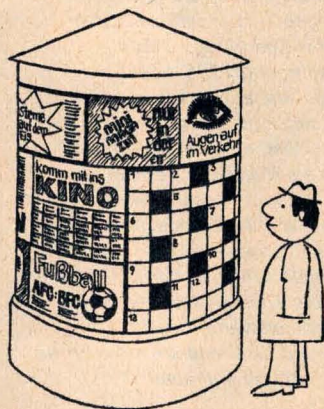
Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagrecht) ergibt sich eine Waffengattung der Landstreitkräfte der DDR. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 03. 04. 1980. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 4/80.

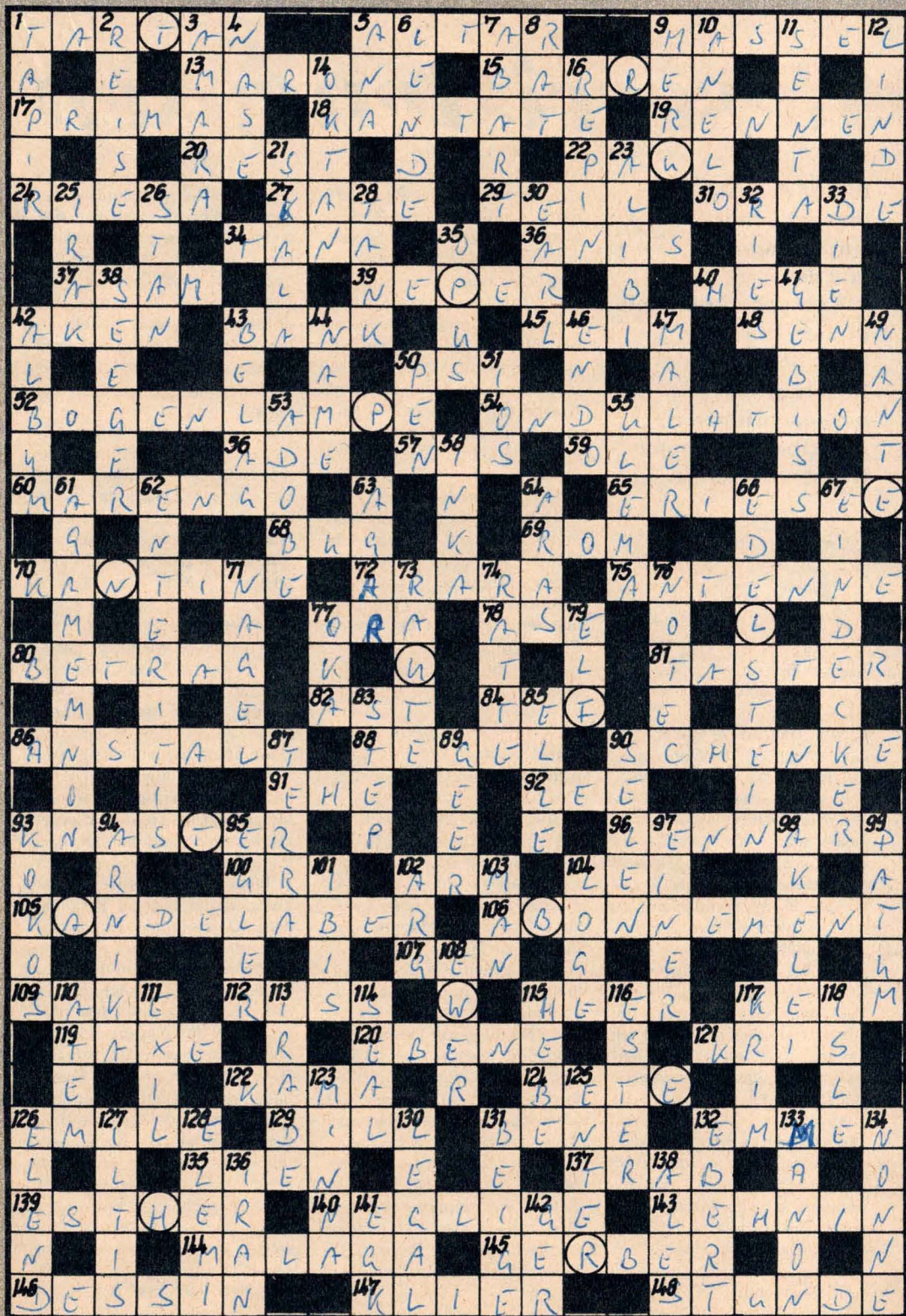
Auflösung aus Nr. 2/80

Preisfrage: Die richtige Antwort auf die Preisfrage lautet: Sturmgepäck. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagrecht: 1. Skala, 4. Eissegeln, 10. Traps, 13. Hals, 14. Lese, 15. Areal, 16. Ilse, 17. Lear, 18. Tolle, 19. Elsa, 21. Eta, 23. None, 25. Elan, 28. Marengo, 31. Gare, 33. Literat, 35. Ansager, 36. Name, 37. Tand, 38. Parabel, 41. Rille, 44. Kuratel, 48. Tibet, 49. Nerlinger, 54. Satin, 55. Ree, 56. Air, 57. Renekode, 62. Eremitage, 66. Dakar, 69. Segel, 71. Nat, 72. Stola, 75. Iler, 76. Agnat, 77. Einer, 79. Oral, 80. Ute, 81. Aul, 82. Lob, 83. Elea, 86. Enter, 87. Idiom, 88. Hefe, 90. Linde, 91. Ehe, 93. Talar, 94. Isere, 96. Andromeda, 100. Niederung, 105. Ise, 107. Mir, 108. Gerät, 109. Aristides, 111. Nanna, 112. Steiner, 116. Sedan, 119. Lateran, 123. Rabe, 124. Iser, 125. Salamis, 127. Nereide, 130. Enak, 131. Stakete, 135. Kral, 136. Sana, 138. Met, 139. Lias, 142. Kette, 143. Olga, 144. Heer, 145. Orade, 146. Neto, 147. Miss, 148. Lumen, 149. Antarktis, 150. Anden.

Senkrecht: 1. Stapel, 2. Arelat, 3. Ahle, 4. Elis, 5. Islam, 6. Speer, 7. Gilan, 8. Llano, 9. Nero, 10. Tete, 11. Alltag, 12. Seeger, 20. Liane, 22. Tegel, 24. Nandu, 26. Liga, 27. Nawa, 29. Aser, 30. Güte, 31. Gama, 32. Rebe, 34. Talon, 35. Anker, 38. Peter, 39. Rubin, 40. Batik, 42. Ihle, 43. Luna, 45. Rossi, 46. Tatra, 47. Linse, 50. Erd, 51. Reed, 52. Gier, 53. Err, 58. Egel, 59. Eder, 60. Orogenese, 61. Oka, 63. Enveloppe, 64. Toto, 65. Gala, 67. Antares, 68. Atelier, 69. Sigel, 70. Gehen, 73. Orgel, 74. Aller, 76. Ate, 78. Rom, 84. Lien, 85. Ader, 88. Haar, 89. Farn, 92. Hel, 94. Iasi, 95. Enid, 96. Argus, 97. Darre, 98. Osten, 99. Dir, 101. Ire, 102. Ernst, 103. Urner, 104. Grain, 106. Espe, 107. Mira, 109. Arras, 110. Selen, 113. Tran, 114. Irak, 115. Erika, 116. Sekt, 117. Decke, 118. Niet, 120. Arena, 121. Ere, 122. Aida, 125. Senkel, 126. Laktam, 128. Irland, 129. Elteren, 131. Salon, 132. Amara, 133. Ethik, 134. Elemi, 136. Senn, 137. Nota, 140. Iris, 141. Sosa.





Reservistenrosen

**Einige Kapitel
menschlicher
Beziehungen
aus der
3. Transportkompanie
in der
Kurt-Schlosser-
Kaserne,
aufgeschrieben
von Oberstleutnant
Horst Spickereit**



Kleiner Schreck in der Abendstunde

19 Uhr. Daheim bei Hauptmann Zips klingelt's an der Wohnungstür. Na, denkt der Kompaniechef, der gerade ein Brett hobelt, das wird doch nicht der Alarmmelder sein. . . Doch vor der Tür steht Christian Müller, Gefreiter der Reserve, ehemaliger Angehöriger seiner Kompanie. „Ich weiß, wir kommen ungelegen“, entschuldigt er sich und lacht. „Aber wir waren in Polen. Im Urlaub. Mit dem Auto. Bei der Rückkehr habe ich gedacht, fährst mal bei deinem alten Kompaniechef vorbei. Hier meine Frau, Schwester, Schwager.“ Der Offizier freut sich über das unerwartete Wiedersehen. „Kommt rein!“ Frau Zips stellt den Kühlschrank auf den Kopf, zaubert schnell einen Imbiß zusammen. Man kommt ins Plaudern; Urlaubsfreuden, persönliche Entwicklung. Müller besuchte nach seiner Armeezeit eine Fachschule für Landma-

schinentechnik. Erhielt 1978 durch die FDJ die Artur-Becker-Medaille in Gold. Für hervorragende Leistungen im Jugendobjekt Zentrale Erntetechnik. Richard Zips schmunzelt: Sieh an, was aus den Jungs so geworden ist! Erst vor drei Wochen besuchte ihn ein ehemaliger Unteroffizier, davor ein Gefreiter. Daß Reservisten an seiner Tür klingeln, ist gar nicht so selten.

Frau Zips nimmt den gelegentlichen Trubel mit Gelassenheit hin, weiß sie doch, daß diese Besuche ein Ausdruck der Verbundenheit sind, die weder ihr Mann noch seine Ehemaligen missen möchten. Und sie nimmt's mit Humor: „Wenn du mal fertig bist mit der Armee, Richard, mußt du eine Gaststätte übernehmen, um alle durchzubringen.“

PAUL ist da, und PAUL heißt Stephan

Besuche sind das eine, Briefe das andere. Von diesen flattern etliche auf die Tische der „Dritten“. Lebenszeichen der Ehemaligen. Berichte über berufliche Erfolge, Meldungen über Familienzuwachs, Einladungen zu Hochzeiten, Grüße von Urlaubsorten, Glückwünsche zu Feiertagen. . .

Jede Sendung ruft bei den Offizieren der Kompanie eine kleine Erinnerung hervor. Ach, das war ja der! Und sieht mal, wie sich jener gemacht hat! Hier eine Karte aus Hoyerswerda. Kalina, Gefreiter der Reserve, hat wieder geschrieben. War ein tadelloser Soldat, ein gläubiger Katholik. Dort eine Karte von Gramer, Michael, ebenfalls Reserve-Gefreiter. Macht großen Urlaub am Balaton.

Das herzliche Verhältnis in der Kompanie bringt es mit sich, daß einige Reservisten auch Familiäres mitteilen. „PAUL ist da, und PAUL heißt Stephan. Kernig und gesund. 56 Tage alt, aber er futtert bedeutend zu viel. . .“ berichtet stolz der Vater Gerd Hesse, Feldwebel der Reserve, Traktorist aus Laubusch in der Lausitz.

Auch Hilferufe erreichen zuweilen die Kompanie. Rainer Böhme, Gefreiter der Reserve, pasierte das Malheur, daß seine Frau seine Hosen in die Waschmaschine steckte – mitsamt der Brieftasche. Nun war die Fahrerlaubnis futsch. Die Klasse V habe er doch in der Kompanie erworben, ob denn noch die Unterlagen da wären. Er benötigte sie für ein neues Dokument. Natürlich alles dringend. Dem Manne konnte geholfen werden.

Ganz besonders aber freut man sich in der „Dritten“ über Post, in denen Reservisten Erkenntnisse mitteilen, die aus ihrer Dienstzeit herrühren und die dazu beitrugen, entscheidende Weichen in ihrem Leben zu stellen. „In der Zwischenzeit bin ich Kandidat der SED geworden. Ich bin sehr froh, diesen nun schon lange überfälligen Entschluß gefaßt zu haben. Muß dazu sagen, daß der Aufenthalt in D. wohl sehr entscheidend für diesen endgültigen Entschluß war.“ Das schreibt Gefreiter d. R. Karl-Heinz Eisenhauer, der im Kraftwerk Lübbenu arbeitet. Oder Gefreiter d. R. Rieck, Kraftfahrer in der Einheit, und jetzt Student: Er wartet darauf, bald die Genossen wieder zu besuchen, „denn es wäre schön, mal wieder den Ort zu sehen, wo man über ein Jahr seinen Dienst getan hat. Ein halbes Jahr nach der Entlassung



Major Zips mit den Gefreiten Guthmann und Besele (rechts)

sieht man vieles mit anderen Augen, so, wie man es vor einem Jahr schon hätte tun müssen". Schau an, sagten sich da die Offiziere, dieser Rieck. Nie war er in der ersten Reihe zu finden, hielt sich sehr zurück, hatte eine abwartende Stellung zur Armee. Von dem hätten wir das nicht erwartet!

Rote, gelbe, lachsfarbene edle Blumen

Windmühlen, gebastelt aus abgebrannten Streichhölzern – Kragenbinden, bemalt mit unsinnigen Sprüchen. Sollten das die Standarderinnerungen der Reservisten bleiben, sollten das für alle Zeiten ihre Geschenke an die Kompanie sein?

Richard Zips war damit nicht zufrieden, grübelte. Es mußte was Besseres geboten werden, etwas Schönes, das sich vielleicht als Tradition entwickeln

könnte, wovon alle einen Nutzen hätten. So kam er 1975 auf den Gedanken, Rosen pflanzen zu lassen. Die zukünftigen Reservisten sollten kurz vor ihrer Entlassung einen Stock dieser edlen Blume kaufen und ihn vor der Unterkunftsbaracke eingraben. „Es soll ein Symbol sein“, machte er es ihnen schmackhaft. „Ein Ausdruck der Verbundenheit mit der Kompanie. Aber auch ein Gruß an die Neuen.“ Die Reservisten verstanden seine Absicht. Seitdem blühen rote, gelbe, lachsfarbene Rosen vor dem Eingang der Unterkunft, gepflegt von den Diensthabenden der Kompanie. Dreizehn Stöcke sind es mittlerweile geworden, eingebettet in den Entlassungsmonaten April und Oktober.

Das ging nicht immer glatt über die Bühne. Wie im Frühjahr 1979. Da murrten einige: „Keine Lust!“ Verärgert darüber, daß sie ihren allzu laschen Frühsport zweimal wiederholen mußten,

meinten sie nun, Stimmung machen zu müssen. Doch der Kompaniechef gab ihnen nur zu bedenken: „Sie wollen also weggehen, ohne ein Zeichen zu hinterlassen? So, als ob die anderthalb Jahre hier nichts gewesen wären. Aus – vorbei. Wo doch auch Sie die wesentlichen Aufgaben mit guten Erfolgen erfüllt haben.“ Sprach's und ging. Sie wurden nachdenklich. Die Diskussionen in den Stuben taten ihr übriges. Am Abend entschuldigten sich die Genossen bei ihm. „So haben wir es nicht gemeint. Wir hatten uns keinen Kopf darüber gemacht. Klar, daß wir uns verbunden fühlen. Wir machen natürlich mit.“

Die zehnfache Ernte

Hat die 3. Kompanie ausgewählte Soldaten? Bessere Bedingungen als andere Einheiten? Fällt

Reservistenbriefe

denen alles in den Schoß? Keinesfalls. Die Ursachen für den Kontakt der meisten Reservisten mit ihrer ehemaligen Kompanie liegen in dem soliden Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Unterstellten, sind in den menschlichen Beziehungen zu finden. „Wir fordern streng, aber urteilen auch gerecht“, so der Politstellvertreter, Hauptmann Günter Richter.

Die Offiziere haben es sich zum Grundsatz gemacht, jeden Soldaten als Menschen zu achten, als Kampfgenossen, mit dem man gemeinsam die Probleme lösen muß. Sie halten nichts davon, ihn zu einer Maschine zu degradieren, der willenlos alle Befehle ausführt. Sie wollen einen mitdenkenden Soldaten. Sie wecken in ihm den Stolz, Angehöriger dieser Transportkompanie zu sein, als Fahrer auf den großen TATRA-Fahrzeugen eingesetzt zu werden. Und so entwickelt sich im Laufe der Zeit ein Kollektiv von Gleichgesinnten, die bereit sind, einen Handschlag mehr zu machen als nur unbedingt notwendig.

Treffen die Neuen ein, berichtet Genosse Zips ihnen über die Arbeit ihrer Vorgänger, die nunmehrigen Reservisten, schildert er ihnen konkret die Aufgaben, welche die Kompanie zu bewältigen hat. „Wir wollen ehrlich zueinander sein“, beendet er meistens seine Ansprache. „Ich erwarte, daß Sie Ihre Pflichten erfüllen. Wir werden bestrebt sein, dafür möglichst gute Bedingungen zu schaffen.“

Dazu zählt Genosse Zips auch das gegenseitige Verständnis. „Je mehr der Soldat erlebt, daß sich der Offizier um ihn kümmert, desto mehr ist er auch bereit, sich einzusetzen. Man erntet zehnfach wieder, was man gesät hat.“

Das Beispiel des Gefreiten Thom Guthmann mag dafür stehen. Guthmann, das war einer, der fiel schon als Neuer auf. Mit allzu großem Mundwerk. Schoß quer und gab kontra, wo er nur konn-

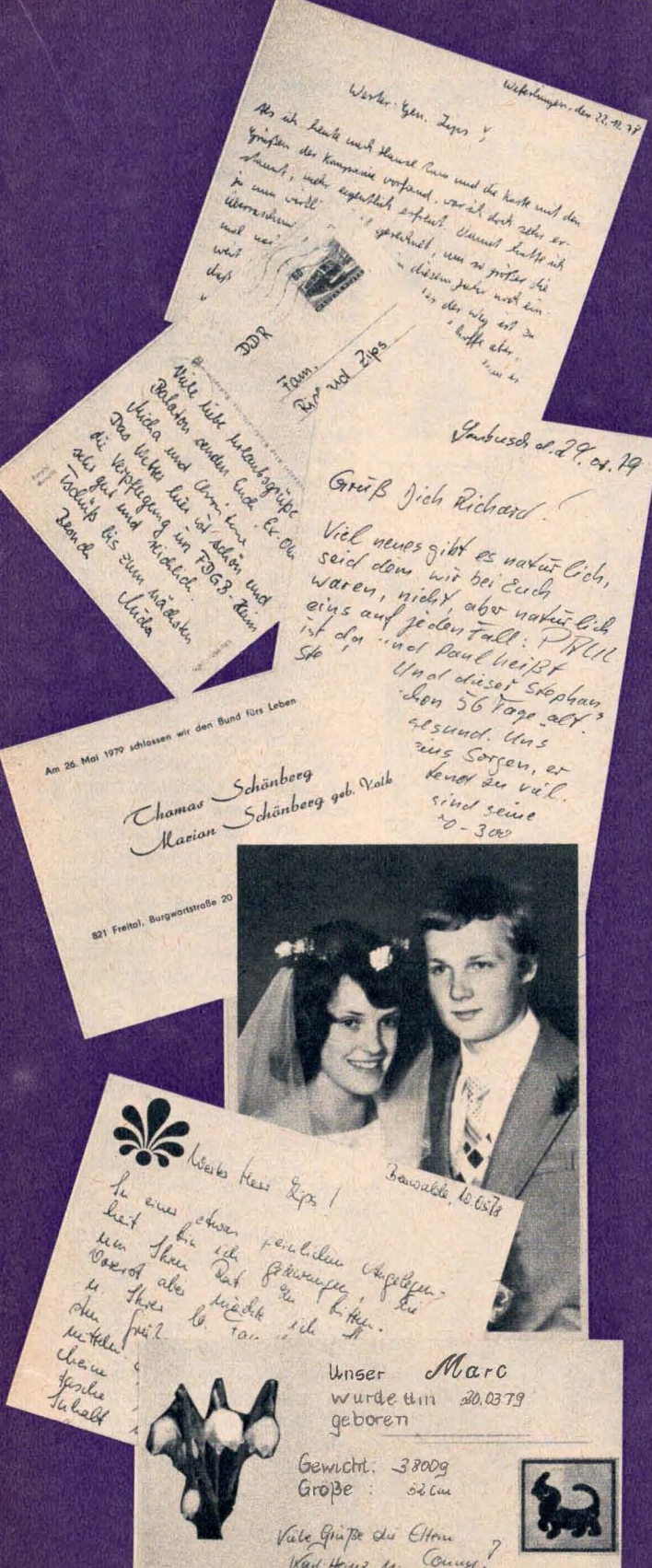
te. Gab sich mitunter wenig Mühe. Sein Motto: Halbe Höhe – ganz lauwarm. Neben dem Ärger, den die Vorgesetzten mit ihm hatten, sahen sie aber auch eins: Guthmann erfüllt die Normen, der hat was drauf. Und sie spürten, daß er noch mehr kann, daß er eigentlich unterfordert ist. Wenn wir dem Verantwortung übergeben, seinen Ehrgeiz anstacheln würden. . . Sie vertrauten ihm, setzten ihn als Gruppenführer ein und – hatten Erfolg. Guthmann wurde ein guter Mann. Eine Menge Verantwortung vor sich, biß er sich durch. Wurde Gefreiter, führte seine Gruppe und auch sich zum Bestentitel. Dabei hatte er es nicht leicht. In seiner Gruppe gab es einige, die ihm ob seiner Konsequenz bitterböse waren. Da war es nur gut, daß er einen Rückhalt bei den Vorgesetzten hatte, die ihn in seiner Erziehungsarbeit festigten. Die aber wiederum kein Auge zudrückten, wenn er einen Fehler beging, so, als er einmal durch eigene Schuld später vom Urlaub zurückkehrte. Gleichzeitig jedoch waren sie klug genug, ihn nun nicht in Bausch und Bogen zu verdammen, ihn womöglich abzulösen. Sie boten ihm Gelegenheit, die Scharte auszuwetzen. Guthmann wurde vorgesehen, bei seinem zukünftigen Reservistenwehrdienst als Unteroffizier zu arbeiten.

Bei Ihnen ist doch was nicht in Ordnung!

Soweit die Vorgesetzten. Wie sehen die Soldaten die Sache? Thom Guthmann, der jetzt wieder als Fernfahrer des Güterkraftverkehrs Freiberg mit einem Skoda über die Landstraßen rollt, gibt freimütig zu, anfangs ein sturer Kopf gewesen zu sein. Um so mehr beeindruckte ihn, daß die Offiziere ihn nicht links liegen gelassen haben, sondern den guten Kern in ihm suchten und ihn auf den rechten Weg

führten. „Der Gruppenführer ist mir sehr schwer gefallen. Aber alle bemühten sich sehr um mich, da konnte ich sie nicht alle enttäuschen. Die Offiziere machten mir immer wieder Mut, unterstützten mich in jeder Weise, wenn's schwierig wurde. Wir haben uns gut verstanden. Klar, daß ich mit der Kompanie Verbindung halten werde.“

Ein anderer, der bis Oktober 1979 diente, war der Gefreite Michael Besele. Er ist zur Zeit Praktikant beim Rundfunk, will später vielleicht Journalist werden. Frisch einberufen, fiel Besele bald die besondere Atmosphäre in der Kompanie auf. „Die Meinung des Soldaten ist gefragt, man wird geachtet, jede Leistung anerkannt. So was spornt an, läßt einen aufleben, da packt man mit zu. Ich habe zum Beispiel die Raucherecke im Flur tapeziert. Ohne Befehl. Nach eigenem Geschmack. In der Kompanie bin ich viel reifer geworden, habe mich entwickeln können. Dieses Miteinander hier, ja, ich möchte sagen, diese Herzlichkeit, das ist wie in einer großen Familie.“ Besonders gefalle ihm der Kompaniechef. „Ein guter Kommunist. Was sich der Zeit für uns nimmt! Einmal lief ich mit bedrücktem Gesicht umher. Da klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „Na, bei Ihnen ist doch was nicht in Ordnung. Raus mit der Sprache!“ Sorgen anderer macht er eben zu seinen eigenen. Da vertraut man einander. An der Tür des Chefs hängt ein Schildchen: Sprechzeiten Dienstag 9 bis 18 Uhr. Aber das ist reine Formsache. Ansprechen kann man ihn jederzeit. Mir hat's in der Kompanie gefallen. Es müßte einer lügen, der behauptet, die 18 Monate hier wären sinnlos gewesen. Natürlich gibt es einige Vergnätze, die sich an Kleinigkeiten hochziehen, die Arme miesmachen. Das ist ihre Grundeinstellung, denen ist schwer zu helfen, manche sind so starrsinnig. Ich jedenfalls wer-



de Briefe schreiben, bestimmt auch mal die Genossen hier besuchen."

Ein Unterfeldwebel der Reserve sei noch zitiert. Rainer Hauffe, jetzt beim Lehrerstudium an der Leipziger Universität. Er war in der „Dritten“ Unteroffizierschüler, wurde zum Gruppenführer qualifiziert. Zwölf Jahre Oberschule hatte er hinter sich, als er in die Kompanie einberufen wurde. „Vom Kfz hatte ich 'ne Ahnung wie ein Schulkind. Mühsam mußte ich alles erlernen. Hauptmann Weselsky, er war technischer Offizier, sowie andere halfen, wo sie nur konnten. Niemals wurde mir der Abiturient unter die Nase gerieben. Stets war ein kameradschaftliches Verhältnis da. Ich war nicht nur Befehlsempfänger, sondern spürte auch Verständnis. Mein stärkstes Erlebnis: Der Zusammenhalt in der Kompanie. Ich habe in den drei Jahren viel für mein Leben gelernt: Das Lösen von Schwierigkeiten, realistische Einblicke, und vor allem, wie man mit den Menschen umzugehen hat. Vorgenommen habe ich mir, auf keinen Fall die Genossen aus den Augen und aus dem Sinn zu verlieren.“ Rainer Hauffe marschierte als viermaliger Bester sowie mit dem Leistungsabzeichen der NVA in die Reserve.

Man muß sich was einfallen lassen

Lichterabend in der Kompanie. Neben dem Weihnachtsbaum an diesem 24. Dezember sitzen all die Nichturlauber. Für eine Weile ist der Kompaniechef von seiner Familie zu ihnen gekommen. „Wenn man ein Jahr Befehle erteilt“, so seine Ansicht, „muß man auch eine Stunde dafür opfern können.“

Emsig schreiben die Genossen Glückwunschkarten. Die Adressaten sind Reservisten der Kompanie. Das 3. Diensthalbjahr



Oktober 1979: Der dreizehnte Rosenstock wird eingepflanzt

Visitenkarte der 3. Transportkompanie

1976: 5 × 1. Platz im Truppenteil

1977: 9 × 1. Platz im Truppenteil

1978: 12 × 1. Platz im Truppenteil

1979: 11 × 1. Platz im Truppenteil

In diesen Jahren achtmal den Ehrentitel
„Beste Kompanie“ erhalten.

1976: Leistungsabzeichen der NVA

**1978: Verdienstmedaille der NVA in
Bronze**

wendet sich an diejenigen, die im Frühjahr heimwärts zogen, das 2. Diensthalbjahr an die im Oktober Entlassenen. Auch eine Tradition in der „Dritten“. (Und wie fast in jedem Jahr, werden ein paar Wochen später dann vierzig bis sechzig Antwortkarten im Kompanieflur aushängen. Eine kleine geistige Brücke zwischen Aktiven und Reservisten.)

Genosse Zips teilt plötzlich Päckchen aus, Geschenke der Eltern der Soldaten und Unteroffiziere. Die Überraschung gelingt. Damit haben die wenigsten gerechnet. Wie hat der Ko-Chef das nur wieder angestellt? Der Offizier macht daraus kein Geheimnis mehr. Vor Wochen habe er an die Eltern, deren Söhne nicht in Urlaub fahren konnten, geschrieben. Er bat sie, falls sie ein Paket schicken wollten, dies besonders zu kennzeichnen, damit er es bis zum 24. zurückhalten und dann allen geschlossen am Weihnachtabend überreichen könne. Die Eltern spielten mit, einige bedankten sich sogar für diese Idee, ein spezielles Erlebnis für ihren Sohn zu schaffen. „Man muß sich was einfallen lassen! Den Soldaten was bieten.“ So der Standpunkt des Hauptmanns.

Und er hat nicht nur am Jahresende derartige Ideen. Auch zu Ostern, oder am 7. Oktober, 1. Mai. Da läßt er die Tische auf den Flur rücken und sie weiß eindecken. Gemeinsames Frühstück aller Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere. Schallplattenmusik und Quizrunden sorgen für die nötige Stimmung. Lacht die Sonne, spielt sich alles im Freien vor der Unterkunftsbarracke ab. Mit Tischtennis, Luftgewehrschießen, mit Bockwurst- und Eisverkauf. Soldatenkirmes nennen sie diesen Spaß. Hat einer Geburtstag, wird er beim Morgenappell vor die Front befohlen. Der Kompaniechef gratuliert ihm in aller Öffentlich-

keit, findet immer ein paar passende Worte. Eine Geste nur? Ja, aber mit Tiefenwirkung! Ist es ein Unteroffizier oder Offizier, so finden sich nachmittags die Vorgesetzten zu einem Stündchen im Klub bei Kaffee und Kuchen zusammen. Und da wird nicht nur von der Stärke des Bohnenkaffees erzählt...

... daß Euch viele Dinge besser gelingen

Dicke Alben, voll mit Fotos, Zeichnungen, Texten. Die Chroniken der Kompanie lassen sich nicht in einer Hand tragen. Es sind in den Jahren Zeitdokumente geworden, an denen die Neueinberufenen geschult werden: „Sehen Sie, so waren Ihre Vorgänger, eifern Sie ihnen nach.“ Etliche Seiten mit Aufzählungen der ausgezeichneten Genossen und ihren Taten, andere Spalten tragen die Überschrift „Es dienten straffrei: ...“ Einige Tage vor ihrer Entlassung „verewigen“ sich hier auch die

„Bald-Reservisten“. Mit ihren richtigen, manchmal auch mit ihren Spitznamen. Mit kurzen Urteilen über die verflossene Dienstzeit, mit Ratschlägen an die Neuen. Ein 76er Jahrgang schrieb: „Alle freuen sich – Gemeinsame Erlebnisse festigten die Freundschaft, machten stark – Wir haben viel gelernt – Dank denen, die zu uns hielten, uns unterstützten.“ 1978 ist zu lesen: „An die neuen Genossen: Knüpft an die Leistungen der Kompanie an und baut sie weiter aus – Würdigt die Euch anvertraute Technik als Eigentum des Volkes – Die Reservisten wünschen Euch viel Erfolge.“ Von 1979 datieren folgende Zeilen: „Wir wünschen Euch alles Gute, hoffend, daß Euch viele Dinge besser gelingen – Vergeßt nicht zu lernen, hier das Beste zu machen, auch wenn es noch so schwerfällt!“ Wenn sich auch jeder auf seine Heimfahrt freut, einerlei ist manchem der Abschied von der „Dritten“ doch nicht. Und so lassen einige Reservisten ein

kleines Andenken zurück: Bemalte Wandteller, mit Widmungen versehene Schallplatten, Bastelarbeiten. Selbst die schöne dreiglockige Leuchte im Kompanieklub ist eine Gabe dieser Genossen.

Andererseits lassen es sich die Offiziere nicht nehmen, jedem Reservisten ein Geschenk mit auf den Weg zu geben, versehen mit Symbolen der Garnisonstadt und des Truppenteils, eingekauft von den Prämien für die Kollektivauszeichnungen. „Nicht jeder ist ein Goldkind“, so Hauptmann Rainer Weselsky. „Aber jeder hat mitgeholfen, daß wir ein Goldkind wurden.“

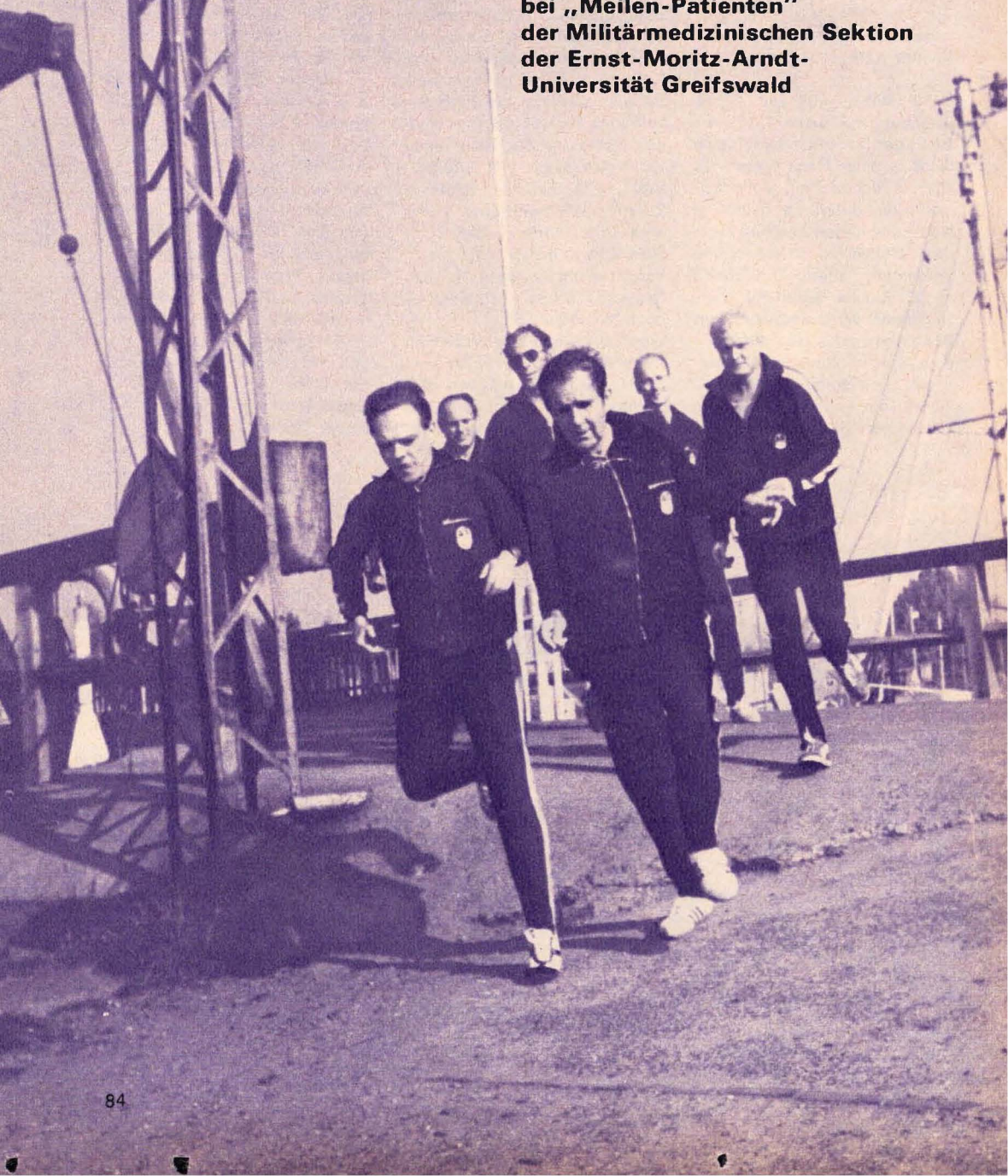
Der Hauptmann ist nun der Kompaniechef geworden, nachdem Zips, inzwischen Major, in den Stab des Truppenteils zog. Genosse Weselsky wird das Erbe fortsetzen. Und er ist gefaßt, zukünftig mehr Besucher daheim zu empfangen. Reservisten, die „nur mal schnell vorbeischauchen wollen“.

*Fotos: Autor (2), Tessmer
Repro: Streidt*



Meile als Medizin

**Eine AR-Sprechstunde
bei „Meilen-Patienten“
der Militärmedizinischen Sektion
der Ernst-Moritz-Arndt-
Universität Greifswald**





Eine ungewöhnliche Sprechstunde ist es. Mit „Patienten“, die Ärzte sind, und anderen, die das werden wollen. Auch findet unsere Konsultation vorwiegend nicht im Behandlungszimmer, sondern an der frischen Luft statt. Und anstelle weißer Kittel haben sich die meisten unserer Konsultanten den braunen Trainingsanzug übergestreift.

Kurzum: Wir besuchten in Greifswald die Militärmedizinische Sektion (MMS). Es hatte sich nämlich bis zu uns herumgesprochen, daß bei den Militärmedizinern die Meile als Rezept hoch im Kurs steht. Wir befragten acht Meilen-Patienten, die es wissen mußten: Ist die Meile Medizin? Der erste, der uns über die Universitätswege läuft, ist – ein Olympiasieger. Hans-Georg Aschenbach hat längst seine Spezialsprungski mit den Lehrbüchern über die Heilkunde vertauscht. Hat er damit auch den Sport in Oberhof zurückgelassen? „Keinesfalls“, protestiert der Hauptmann. „Nur mit dem Skispringen klappt es nicht mehr.“ Schuld daran sind nicht nur die fehlenden Schanzen an der Ostseeküste, sondern auch eine Knieverletzung. „Ich halt’s jetzt mehr mit der Meile“, verrät der angehende Militärmediziner und zeigt uns seinen Paß. Mehr als 300 Olympiameilen weist der aus. Geschwommen, geradelt und ge-

laufen. Hans-Georg entpuppt sich schließlich noch als Sportgruppenorganisator der Kompanie. Und da steht in seinen Freizeitsportplänen der Slogan „Eile mit Meile“ ganz vorn. „Aber regelmäßig bitte, und gut dosiert!“, heißt seine Rezeptur. „Fragt doch mal unseren Meilenkönig...“

Meilenkönig der MMS ist Oberst Gerhard Zipfel, Leiter der Politabteilung. Seit Jahren schon zeichnet er sich als „Meister der Meile“ in der ASG Vorwärts Greifswald aus. Alljährlich bringt er es auf über tausend, und das im Schwimmen. Es vergeht kaum ein Tag, da er nicht früh kurz nach vier Uhr aufsteht und zur Schwimmhalle eilt. 1 200 Meter (3 Meilen) sind dann seine Freistilnorm. Berichten zufolge soll er schon einmal einen Urlaub im Thüringischen abgebrochen haben, weil kein Schwimmbecken in der Nähe war...

Der Oberst behauptet: „Die Meilen sind Medizin!“ Hier sein Beweis: Eine teilweise Lähmung schien einst den Offizier völlig außer Gefecht zu setzen. Ärzte empfahlen ihm das Schwimmen. Die Meilenbewegung stachelte seinen Ehrgeiz an, allmählich mehr zu schaffen, sich zu steigern. Heute ist der Oberst physisch nicht nur in Form, die regelmäßige Ausdauerbelastung ist ihm ein Bedürfnis geworden. „Ich habe deutlich gespürt, wie sich mein Leistungs-

vermögen allmählich verbessert hat.“

Wo es einen Meilenkönig gibt, darf doch auch eine Meilenkönigin nicht fehlen. Tatsächlich: Mit einem guten Tausend an Olympiameilen steht die Diplom-Slawistin Hildegard Dippner weit an der Spitze der MMS-Bestenliste der Frauen. Wir haben es gar nicht so leicht, mit ihr ins Gespräch zu kommen. „So’n Wind wollen wir nicht drum machen“, lehnt sie erst ab. Doch wir bleiben hartnäckig, schließlich mit Erfolg. Hildegards Meilengeschichte ist es auch wert, mitgeteilt zu werden.

Zwei Familien, die Dippners und die Götzens, haben seit langem das Fahrrad als ihr Meilen-Mittel entdeckt. An den Wochenenden geht es mit Kind und Kegel ins Grüne – zum Baden, zum Pilzesuchen, zum Camping, zum Teterower Bergring, zu Dörfern und Städten, deren Namen wir wieder vergessen haben, und auch zur Dienststelle. „Meile muß Spaß machen“, meint die Zivilbeschäftigte und erzählt, sie habe sich einen Tachometer an ihr Stahlroß montiert. Spaß an der Geschwindigkeit? „Unsinn. Um allen Ungläubigen meine Meilen zu beweisen!“ Übrigens schwimmt sie auch zweimal wöchentlich. Als Sohn Karsten sich dieser Sportart zuwandte, wollte die Nichtschwimmerin Hildegard Dippner nicht länger nur so zusehen. Sie meldete

sich trotz ihrer vierzig Jahre bei einem Kursus an. Heute macht sie einen Kopfsprung und steigt erst nach 1 200 Metern aus dem Wasser.

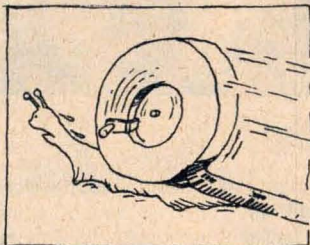
Anders das Meilen-Motiv des Offizierschülers Udo Phillipp (21). Er hatte anfangs mächtige Schwierigkeiten, in der Militärischen Körperertüchtigung die Norm über 3 000 Meter zu schaffen. Da begann er mit anderen Genossen zu laufen. Erst hin und wieder, dann regelmäßig. Heute ist es schon eine ansehnliche Truppe, die mindestens einmal in der Woche nach Dienst die zwei Meilen zur „Hasenschänke“ hin und zurückläuft, anschließend duscht und danach nicht selten noch einen Skat drischt. Udo aber tut mehr, macht es nicht unter einem Stundenlauf. Und der Hinweis darauf, daß er die Norm längst mit „Eins“ besteht, scheint da fast überflüssig. Apropos Stundenlauf: Beim traditionellen Greifswalder 60-Minuten-Stadionrennen mit Musik vertrat der künftige Truppenarzt die Vorwärts-Mannschaft und steuerte mit seiner Zeit zur vielbeachteten Silbermedaille bei. „Zu einem Jüngeren“, so Udo, „gehört einfach das Streben nach sportlicher Leistung.“ Oberst Dr. Hermann Herzog, seines Zeichens Lehrstuhlleiter, gibt unumwunden zu, er habe sich früher vor dem Sport möglichst gedrückt. Bis man ihn derart un-nachgiebig attackierte, daß er sich schließlich (mehr, um seine Ruhe zu haben) einer Laufgruppe anschloß. Die neue Arznei wirkte verblüffend. Schon nach einem dreiviertel Jahr bewältigte er zweimal zehn Kilometer in der Woche und bezeichnete das Laufen als „Genuß“. Statt großer Worte zeigt er uns einige aufschlußreiche Werte: Im untrainierten Zustand betrug der sogenannte Ruhepuls bei ihm 96 Schläge in der Minute, heute nur noch 75. Die maximale Herzfrequenz (Trainingspuls) sank von 192 auf 167, was auf rationellere Arbeit des Herzens deutet. Sie wiederum sorgt nach angestrengtem Lauf für eine kürzere Erholungsphase. Die

5 Fragen – 5 Antworten zur Olympiameile

Seit wann gibt es die Meile?

1973: Festivalmeile
1974: Jubiläumsmeile
1975: Freundschaftsmeile
1976: Olympiameile
1977: Turnfestmeile
1978–1980: Olympiameile '80

Wie lang ist eine Meile?

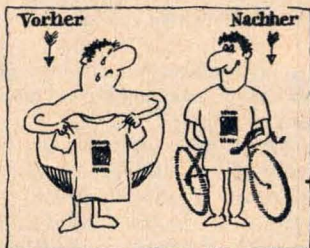


1 980 m beim Laufen.
400 m beim Schwimmen.
4 000 m beim Fuß-, Wasser- oder Skiwandern.
8 000 m beim Radwandern.

T-Shirts für die Olympiameile?

Grünes Trikot ab 1 Meile,
Weißes Trikot ab 100 Meilen,
Blaues Trikot ab 500 Meilen,
Gelbes Trikot für 1 000 Meilen.
Grün ist im Handel erhältlich, Weiß, Blau und Gelb über 104 Berlin, Kennwort „Olympiameile“ (bei Vorlage des bestätigten Meilenpasses und Angabe der benötigten Trikotgröße).

Machen Meilen mager?



Bei einem Körpergewicht von 75 kg verbrauchen Sie in einer Stunde beim
Schlafen 314,25 kJ (75 kcal),
Wandern 879,90 kJ (210 kcal),
Schwimmen 1 382,70 kJ (330 kcal),
Radwandern 1 676,00 kJ (400 kcal),
Skilaufen 2 794,50 kJ (675 kcal),
Laufen 2 939,40 kJ (710 kcal).

maximale Sauerstoffaufnahme in Litern pro Minute wuchs von 2,8 auf 4,2 (Norm für den Wehrpflichtigen: 3,4 l/min). Die Leistungsfähigkeit des Meilenläufers und die Belastbarkeit seines Organismus waren also beträchtlich gewachsen. Oberst Herzogs Fazit heute: „Jeder, der gesund ist, kann seinen Organismus stärken. Selbst mit siebzig ist es da noch nicht zu spät.“ Wie soll der Anfänger mit der Meile eilen? „Langsam beginnen“, rät der Sportarzt psychologie und Leistungspsychologe der Leobersdorf Oberstleutnant Dr. Wolfgang Ques. Der Ungeübte sollte sieben bis acht Kilometer pro Stunde nicht überschreiten, ein Tempo also, bei dem man mit dem Schnellschritt mithalten kann. „Bänder und Knochen müssen sich anpassen“, erläutert der Doktor. „Das Gefühl für Geschwindigkeit und Entfernung wird geschult. Und die Einstellung zur Belastung kommt auch erst allmählich.“ Na, und vor allem an Puste wird's dem einen und anderen doch noch ganz schön fehlen. Und wie dann steigern? Der Jüngere fast nach Herzenslust, wie unsere Tabelle „Vorschlag für das Meilenlaufen“ ausweist. Wer die fünfunddreißig Jahre überschritten hat, soll es nach Dr. Ques bei dreißig Kilometern wöchentlich belassen: „Dreimal dreißig bis vierzig Minuten sind schon ein Optimum.“ Wußten Sie überhaupt, daß erst nach einer halben Stunde Lauf die Fette im Körper richtig abgebaut werden? Chef der Laufgruppe von achtzehn Militärmedizinern ist ein sechszwanzigjähriger Oberst: Professor Dr. sc. med. Gerhard Schmidt. Er hat für seine Medizinmänner eine Sportrezeptur entwickelt, in der neben der Meile auch das Sportabzeichen, die Fernwettkämpfe und Sektionsmeisterschaften in den verschiedensten Sportarten enthalten sind. Gut gemixt, sorgt sie für ein recht ordentliches Maß an Kraft und Ausdauer. „Ich meine“, so der Oberst, „die Ärzte sollen und müssen mit gutem Beispiel vorangehen. Hat doch jeder unserer Menschen nicht nur das Recht auf



Gesundheit, sondern auch die Pflicht, für sie etwas zu tun.“ Ist Sport nicht auch eine Zeitfrage? Da legt Professor Schmidt aber los: „Nichts als Ausrede! Man muß mit der Zeit haushalten lernen und Selbstdisziplin üben. Für jede nichtgelaufene Meile hätte ich drei Entschuldigungen parat, wenn ich wollte.“ Aber gerade das will er nicht. Oberst Schmidt hat sich trotz (oder eben wegen) seines vollen Terminkalenders einen „Gesundheitspaß“ zugelegt. In ihn trägt er neben den persönlichen Meßwerten (Größe, Gewicht, Blutdruck, Pulsfrequenz u. a.) auch seine sportlichen Leistungen ein. Zehn Blätter sind seinem „Meilen-Kalender“ vorbehalten. Zwei- bis dreimal in der Woche läuft er an die vier Meilen im Greifswalder Eisenhain. Ist dies das richtige Maß? „Sein eigenes Pensum muß jeder selbst herausfinden“, meint er. „Es sollte so hoch sein, daß man fit bleibt. Ich habe mich ab vierzig noch gesteigert und spüre heute täglich meine höhere Leistungsfähigkeit.“

MMM – nach Professor Schmidt: Meilen machen munter. . . Abschlußkonsultation bei dem Mann, der die Meilen-Geschicke an der Militärmedizinischen Sektion erfolgreich lenkt.

Wie gut bin ich?

(Männer: 2 000 m, Frauen: 1 700 m)

	18–29 Jahre	30–39 Jahre
1	unter 7:30	unter 8:15
2	7:30–8:15	8:15–9:00
3	8:16–9:00	9:01–9:45
4	9:01–10:00	9:46–11:00
5	über 10:00	über 11:00



	40–49 Jahre	50–59 Jahre
1	unter 8:45	unter 9:15
2	8:46–9:30	9:16–10:15
3	9:31–10:30	10:16–11:30
4	10:31–12:00	11:31–13:00
5	über 12:00	über 13:00

(1 sehr gut, 2 gut,
3 durchschnittlich, 4 schlecht,
5 sehr schlecht)

Den ASG-Vorsitzenden Oberst Dr. Rudolf Gobetz nennt man den „eisernen Rudi“. Was er und seine Sportleitung sich einmal in den Kopf gesetzt haben, wird auch umgesetzt. Ohne Halbheiten. So hat sich Oberst Gobetz von Anbeginn für die Meilenbewegung engagiert. Nicht nur, weil sie im Wettbewerb der Armeesportvereinigung fest verankert ist. „Dieser Wettbewerb im Laufen, Schwimmen und Wandern“, stellt Rudolf Gobetz heraus, „ist hervorragend dazu angetan, das Ausdauervermögen jedes einzelnen verbessern zu helfen. Wir haben so manchen, der bisher vom Sport nicht allzuviel wissen wollte, über die Meile gewonnen. An Tabellen kann jeder zu jeder Zeit seinen aktuellen Stand im Meilenwettkampf ablesen. Und zum Jahresende erhalten unsere Besten Medaillen der ASG.“ Natürlich läuft er auch selbst. Sommers wie winters, täglich, eben „eisern“. Und so rundet er das Bild einer sportfreudigen Dienststelle ab, deren drei Anfangsbuchstaben „MMS“ nur Gerüchten zufolge „Meilen-Medizinische Sektion“ bedeuten.

Klaus Weidt

Fotos und Zeichnungen:

Frank-Norbert Beyer

KZ

am Rio de la Plata



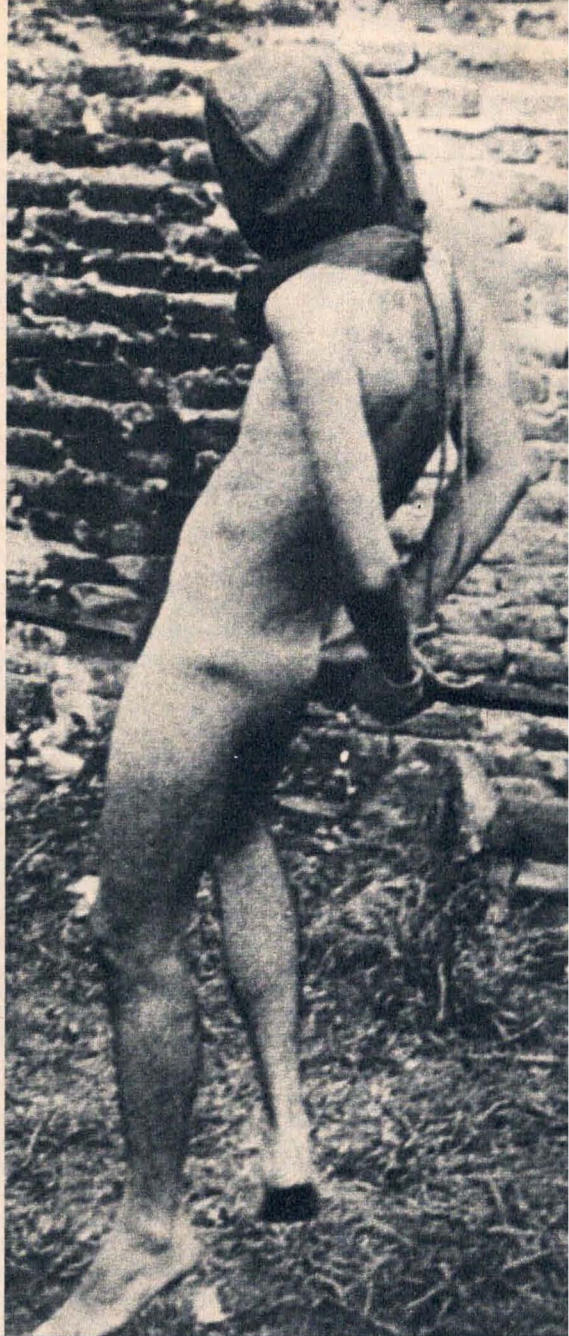
„Asyl, Asyl! Ich möchte Asyl!“ ruft voller Angst eine junge Frau, die in das Gebäude der venezolanischen Botschaft in Montevideo läuft.

Vor dem Tor hält ein Wagen, bewaffnete Männer springen heraus und dringen in das Haus ein. Einer der Männer ergreift die Frau bei

den Haaren, schlägt sie und schleppt sie weg. Ein Konsul, der der Frau zu Hilfe eilt, wird niedergeschlagen. Mit hoher Geschwindigkeit fährt der Wagen davon...

Der Fall Elsa Quinteros ist nur einer von zahllosen Gewaltakten der uruguayischen Militärjunta, die seit dem Staatsstreich vom 27. Juni

1973 mit Folter, Mord und Terror das Land am Rio de la Plata beherrscht. Wie Elsa Quinteros versuchten Hunderte verängstigte Menschen bei den ausländischen Botschaften politisches Asyl zu erhalten. Zehntausende wanderten aus, doch selbst im Exil, in den Nachbarstaaten Argentinien und Bra-



silien, leben die uruguayischen Emigranten in Angst und Schrecken, denn die Sicherheitskräfte dieser Länder paktieren mit der Junta Uruguays. Darüber hinaus existiert, wie der französische Rechtsanwalt Jean-Louis Weill erklärte, in der uruguayischen Armee offenbar eine Spezialeinheit, die

auf Menschenraub getrimmt ist. Ende 1978 hatte diese Truppe beispielsweise eine uruguayische Familie, die in der brasilianischen Stadt Porto Alegre lebte, nach Uruguay zurückverschleppt. Das Regime geht gegen seine Gegner, in erster Linie die Führer und Mitglieder

der Kommunistischen Partei, aber auch gegen die Gewerkschaften und alle anderen patriotischen Kräfte mit äußerster Brutalität vor. Die Zahl der politischen Häftlinge war seit dem Staatsstreich niemals niedriger als 7000. Unter ihnen Patrioten wie der Erste Sekretär des ZK der KP Uruguays, Rod-

ney Arismendi, und das Mitglied des Exekutivkomitees, Jaime Perez. Insgesamt wurden bisher etwa 60000 Menschen eingekerkert, mindestens 25000 gefoltert.

Die Gefängnisse im Land sind überfüllt. Der UNO liegen Berichte vor, nach denen bis zu fünf Gefangene in Ein-Mann-Zellen vegetieren. Und die Junta errichtet immer neue Kerker, schafft weitere Behelfsgefängnisse. Die „Tacoma“, das Versorgungsschiff des hitlerfaschistischen Kreuzers „Graf Spee“, das bereits abgewrackt war, liegt heute als Gefängnisschiff in der Bucht von Montevideo. Kasernen, Kühlhäuser, Büros der verbotenen Parteien und Gewerkschaften, ja selbst das Stadion von Montevideo dienen als Gefängnisse oder Folterstätten.

Häftlinge, die dem Gefängniskeller des 13. Panzerregiments in Montevideo wieder entkommen konnten, berichten von Foltermethoden, die denen der chilenischen Junta in nichts nachstehen. Beliebte bei den Folterknechten sind so beispielsweise das „U-Boot“ und das „Koreanische Handtuch“: Der Häftling wird kopfüber in einen Kübel mit stinkendem Inhalt getaucht. Wegen eines eng am Kopf anliegenden Sackes hat er auch während der kurzen Zeit, in der er Luft holen kann, ständig das Gefühl zu ersticken. Vergewaltigungen sind im Frauen-KZ Punta Riele schon Tradition. Selbst Schwangere werden nicht verschont.

Der Zynismus und die Menschenverachtung des Regimes kennen keine Grenzen. Politische Flüchtlinge berichteten vor der Presse in Wien darüber, daß den Gefangenen die Kosten für die Haftzeit berechnet werden. Es wird dabei ein Tagestarif zugrundegelegt, der sich an

Hotelpreisen orientiert. Ende 1976 kostete die monatliche „Pension“ im Lager 52,20 Dollar (die Tage, an denen gefoltert wurde, eingeschlossen). Der Monatsverdienst eines Arbeiters betrug um diese Zeit etwa 75 Dollar!



Wie aber kam es zu solch einer Entwicklung in diesem Land, das früher als die „südamerikanische Schweiz“ bezeichnet wurde? Welche Rolle spielen dabei die Streitkräfte?

Die Stärke der Armee wird vom Londoner Institut für Strategische Studien mit 27500 Mann angegeben. Zusammen mit den 22000 Angehörigen der paramilitärischen Organisationen sind das bei 2,8 Millionen Einwohnern mehr als ein Prozent der Gesamtbevölkerung, die unter Waffen stehen. (Die Armee Venezuelas ist bei einer Bevölkerung von 13,5 Millionen nur 28000 Mann stark!) Bewaffnung und Ausrüstung stammen nahezu vollständig aus den Vereinigten Staaten. Doch die sogenannte Militärhilfe ist nicht die einzige Verbindung zwischen Washington und dem Regime Uruguays. Denn der USA-Imperialismus möchte in Lateinamerika nichts dem Zufall überlassen. Eine Entwicklung, wie sie in Chile zur Machtübernahme der Unidad-Popular-Regierung unter Präsident Allende führte, soll in der „südamerikanischen Schweiz“ mit allen Mitteln verhindert werden. Und so unterhält beispielsweise die CIA hier eine der größten Filialen in Südamerika. Hohe uruguayische Offiziere erhielten ihre Ausbildung in der „Antiguerilla-Schule“ der USA in Pana-

ma. Auch der ehemalige uruguayische Militärattaché in Washington, der ultra-rechte Queirolo, wurde sicherlich nicht zufällig Chef der Streitkräfte. Militärs, beeinflusst vom USA-Imperialismus, spielen seit Jahren in Uruguay eine nicht zu unterschätzende Rolle, ihr Einfluß verstärkte sich nach dem Putsch im Jahre 1973.

Die tiefe wirtschaftliche und politische Krise des Landes, die Anfang der siebziger Jahre besonders kraß zutage trat, sowie die Korruption der herrschenden Kreise verstärkte den Differenzierungsprozeß unter den Mittelschichten, aus denen auch die meisten Offiziere stammen. Auf der einen Seite wuchs die Bewegung des „messianischen Militarismus“. Seine reaktionären faschistischen Praktiken wurden im Plan „Delphin“ festgehalten und verfolgten das Ziel, alle Schlüsselpositionen der Regierung mit Militärs zu besetzen.

Angesichts der zunehmenden Konfrontation des Regimes mit dem Volk erklärten jedoch auch andererseits Teile des Offizierskorps, daß sie nicht die „bewaffnete Hand“ der privilegierten Schichten sein wollen. Namentlich die Kommunique Nr. 4 und Nr. 7, im Februar 1973 von Infanterie und Luftwaffe veröffentlicht, widerspiegeln fortschrittliche Gedanken innerhalb der Armee. Um zu verhindern, daß sich diese progressiv eingestellten Militärs mit dem Volk verbünden, trat die Reaktion die Flucht nach vorn an. Zunächst wurde die bürgerliche Demokratie faktisch außer Kraft gesetzt, das Land mit Ausnahmegeetzen regiert. Nach intensiven Kontakten mit dem amerikanischen Geheimdienst CIA inszenierte die Junta schließlich am

27. Juni 1973 einen Staatsstreich. Patriotische Offiziere, an der Spitze der „General des Volkes“ und Präsident der Frente Amplio*), Liber Seregni, wurden verhaftet, reaktionäre Militärs auf wichtigen Kommandostellen plazierte. Die bedeutendsten staatlichen Unternehmen, wie die Ölgesellschaft ANCAP, die Elektrizitätsgesellschaft UTE, die Zentralbank, die Postverwaltung, die Fischereiindustrie sowie die Universität von Montevideo wurden unter Aufsicht regimetreuer Offiziere gestellt. Staatliche Angestellte mußten und müssen einen „Treueeid“ leisten. Mit Personen, die ihn verweigern, „befassen“ sich das Innenministerium und das Verteidigungsministerium. Ihre dabei angewandten Praktiken wurden bereits eingangs geschildert.

Seit diesem Staatsstreich vom Juni 1973 haben sich die rechtsextremen und faschistischen Kräfte immer mehr durchgesetzt und Uruguay zu einem Land der traurigen Superlative verwandelt. Es hat, gemessen an der Gesamtbevölkerung, den höchsten Anteil an politischen Gefangenen. 600 000 Menschen, das sind 20 Prozent der Bevölkerung, sind wegen der katastrophalen Verhältnisse im Lande ausgewandert. Zwei Drittel der Emigranten sind junge Menschen – Lehrer, Ärzte, technische Fachkräfte. Die Arbeitslosigkeit beträgt 15 Prozent. Wie oft der Peso im Lande abgewertet wurde, vermögen selbst Experten nicht auf Anhieb zu sagen. Der Lebensstandard des Volkes zählt zu den niedrigsten Südamerikas. Nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil die Junta 54 Prozent des Staatshaushaltes für den Unterhalt bzw. die Perfektionierung ihres Unterdrückungs-

apparates aufwendet.

Nach wie vor wird das Regime nur von den reaktionärsten Kräften der imperialistischen Hauptländer, von den lateinamerikanischen Diktaturen wie Chile, sowie von den Rassisten im Süden Afrikas unterstützt. Es ist der Junta in all diesen Jahren nicht gelungen, innerhalb des Landes auch nur eine bürgerliche Partei für sich zu gewinnen. Die Wirtschaft ist ruiniert. Bereits drei Jahre nach dem Putsch überstiegen die Auslandsschulden 1,6 Milliarden Dollar, was dem Wert des Exports Uruguays von mehr als vier Jahren gleichkommt. Ausländischen Monopolen werden auf Kosten einheimischer Klein- und Mittelbetriebe in Industrie und Landwirtschaft riesige Privilegien eingeräumt. . .

Der Widerstand des Volkes gegen die faschistischen Machthaber wächst, denn Hunger und Elend nehmen katastrophale Ausmaße an. Selbst innerhalb der Streitkräfte wächst die Unzufriedenheit. Ein Teil der Militärs erklärt sich zur schrittweisen Rückkehr zur „Repräsentativen Demokratie“ bereit. Die Kommunistische Partei Uruguays kämpft trotz aller Repressalien unbeirrt weiter für die Einheit aller antifaschistischen Kräfte des Landes, fortschrittlich denkende Offizierskader eingeschlossen. Deshalb auch besteht eines ihrer Ziele darin, den Differenzierungsprozeß innerhalb der Armee zu beschleunigen. Auf Grund der standhaften Haltung ihrer Mitglieder gewinnt die KPU an Stärke. Sie hat sich im Verlaufe ihres jahrelangen Kampfes zu der Kraft entwickelt, die eines Tages auch in der Lage sein wird, die Diktatur zu stürzen.

Jörg Wilke

Foto: Zentralbild, Archiv

KZ

am Rio de la Plata



*) Frente Amplio: Breite Front, gegründet am 5. Februar 1971. Ihr gehören an die KP Uruguays, die Linke Befreiungsfront FIDEL, die PDC, mehrere von den großen bürgerlichen Parteien abgespaltene Flügel sowie die Sozialistische Partei Uruguays.



*Wann soll es
dann kommen?*

Die Störche hatten hierzulande in den letzten Jahren alle Flügel voll zu tun. Nach dem Statistischen Jahrbuch der DDR von 1979 wurden 232151 Kinder geboren. Damit stieg die Geburtenrate seit 1972 etwas über ein Drittel an. Und daß wir ein kinderfreundliches Land sind, braucht an dieser Stelle nicht mehr besonders hervorgehoben zu werden. Doch es wäre auch oberflächlich geurteilt, wollte man behaupten, heutzutage sei das Kinderhaben und Kindererziehen sehr leicht. Lediglich gute Bedingungen dafür wurden geschaffen. Und letztlich wird es von den Eltern abhängen, ob ihr Kind ein gesunder und prächtiger Mensch wird. Das ist eine große Verantwortung. Deshalb gibt es nicht wenige Gründe, den Kinderwunsch zunächst zurückzustellen. Einer könnte der zu erwartende Wehrdienst sein. Also gingen wir diesem Problem nach und fragten als erstes, ob der Wehrdienst ein Hinderungsgrund sei, an ein Kind zu denken. —

Gefreiter Jens-Uwe Moldenhauer (20) sieht es sehr positiv: „Ein Kind gibt der Familie erst den richtigen Zusammenhalt. Da spielt es keine Rolle, ob ich bei der Fahne bin oder nicht.“ Birgit John (21), Studentin, schränkt ein und meint, es wäre nicht sehr günstig, ein Kind vor dem Wehrdienst zu planen. „Eine berufstätige Frau mit Kleinkind hat es schließlich verdammt schwer, wenn der Mann nicht da ist.“ Birgit Hebecker (22), ebenfalls Studentin, verweist auf das Recht des Kindes, beide, Vater und Mutter, um sich zu haben. Und ergänzt: „Ich kann mir vor-

stellen, daß solch ein kleines Würmchen auch gern mal vom Papa aus dem Kindergarten oder von der Kinderkrippe abgeholt werden möchte.“ Teils aus der Energieperspektive betrachtet es Soldat Andreas Wittig (20): „Kompliziert wird es im Winter. Wer soll meiner schwangeren Frau die Kohlen hochholen? Und auch das Alleinsein wirkt in diesem Zustand auf sie sehr deprimierend.“ Elke Lange (24), Verkäuferin und glückliche Mutter des noch keine zwölf Stunden alten Marco: „Ich hätte Marco auch gewollt, wenn mein Mann erst jetzt einberufen worden wäre. Ohne Kind gäbe es eine Lücke in unserem Familienleben.“ Die Kindergärtnerin Viola Birkner (21) wurde vor drei Tagen von Töchterchen Daniela entbunden: „Wir haben uns das Kind gewünscht. Der Wehrdienst meines Mannes spielte dabei eigentlich nur eine untergeordnete Rolle. Ich werde mit allem Notwendigem schon fertig. Da braucht er sich keine Sorgen zu machen. Schließlich geht der Wehrdienst ja auch mal vorüber.“ So denkt auch die Lehrerin Regina Theiss (25). Steffi Papsdorf (18), Praktikantin, möchte erst mit der eigenen Ausbildung fertig sein, ehe das Kindchen kommen soll. Die NVA sei für sie kein Hemmnis, weil die Unterstützung von Frauen Wehrpflichtiger sehr gut sei. „Mein Sohn ist drei Jahre und die Tochter fünf Monate alt. Mir geht durch den Wehrdienst eine schöne Zeit bei der Entwicklung meiner Kinder verloren“, bedauert Soldat Jürgen Schreiber (22). Dem schließen sich auch Stabsmatrose Andreas Rohde (20) und Andrea Schöber (19), Verkäuferin, an. Kindergärtnerin Kerstin Fischer (22) glaubt, daß es ein Zeitverlust sei, erst den Wehrdienst abzuwarten. „Wir Frauen meistern die Pro-

bleme schon. Außerdem sind wir doch nicht allein. Da helfen Kolleginnen, Nachbarn und in meinem Fall die Großeltern.“ Anke Schmidt (21), Krankenschwester, hatte Angst vor dem Alleinsein, als sich das Kind anmeldete. „Aber in meinem Haus bemühten sich alle rührend um mich. Vieles wurde dadurch leichter.“

Die beiden letzten Meinungen weisen auf etwas hin, das mehr und mehr zu unserem Leben gehört: die gegenseitige uneigennützige Hilfe. Aber es gibt auch noch die mißliche Kehrseite. Darüber wissen Heike Sadowski (20), Stepperin, die Dekorateurin Margot Kühnel (21) und die technische Zeichnerin Wanda Holfeldt (19) zu berichten. Ihre Männer sind gute Soldaten. Margot erhielt sogar einen lobenden Brief vom Kommandeur ihres Mannes. Doch alle drei Frauen klagen über Herzlosigkeit und Gleichgültigkeit von Mitarbeitern staatlicher Institutionen. Gerade den jungen Müttern, deren Männer ihren Ehrendienst leisten, sollte doch die besondere Aufmerksamkeit gelten. Auch vom Betrieb des Mannes, von den Erzieherinnen der Kinderkrippe oder den Kindergärtnerinnen, natürlich auch von den Freunden und Familienangehörigen. Das kann allerdings dazu führen, daß sich die Hinwendung des Kindes zunächst auf andere Personen richtet. Ein bißchen hört man das beim Gefreiten Michael Gautschel (20) heraus. Er hat noch keine eigene Wohnung. Frau und Kind wohnen bei den Schwiegereltern. „Opa rangiert bei meinem Kind eindeutig vor mir. Aber das wird sich bestimmt ändern, wenn ich von der Fahne zurück bin.“

Der Sohn von Unterfeldwebel Jens Michalski (24) ist bereits fünf Jahre alt. Und Genosse Michalski freut sich nun sehr darüber, daß der Kleine schon allherhand versteht. „Ich spreche oft mit ihm darüber, was Soldaten sind. Und mir gelingt es auch mit einfachen Vergleichen aus seiner Umwelt, mein Soldat-



sein als wichtig zu begründen. Jedenfalls sollte die Armeezeit den Kinderwunsch nicht verdrängen.“ Dieser Meinung ist auch Soldat Dieter Franke (24): „Natürlich macht der Wehrdienst vieles komplizierter. Wir haben sogar den Hochzeitstermin verschoben – aber der Murkel soll kommen.“ Ziemlich rational geht Soldat Uwe Klaus (20) an unser Problem heran: „Schließlich bekomme nicht ich das Kind, sondern meine Frau. Ich kann also ganz gut meine militärischen Aufgaben erfüllen, auch wenn mein Kind kurz vor oder während des Wehrdienstes geboren wird. Sicher, dem Kind wird der Vater fehlen, die Mutter vermißt vielleicht noch mehr den Mann. Doch das sind für mich alles keine triftigen Gründe, etwa zu warten, bis die Gelegenheit günstiger ist.“

Tja, wann ist die Gelegenheit günstig? Manches Mal liegen Steine auf dem Weg, die ein schnelles Rad hemmen. Dann kommt es auf die guten Lenker an, will man Hemmnisse umgehen. Ricarda Hinz (24), Lehrerin, weiß mit solchen Zügeln umzugehen. Sie erzählte uns: „Mein Mann ist diplomierter Ingenieur und kam erst mit 25 Jahren zur Armee. Trotzdem haben wir mit unserem Kinderwunsch nicht gezögert. Auch mit allen möglichen Problemen haben wir gerechnet und sie besprochen. Dachten wir. Mein Mann jedoch hatte während seiner Dienstzeit mit weiblichen Unteroffizieren zu tun... Nun, da er wieder zu Hause ist, ist alles vergeben und vergessen. Bei manch anderen Eheleuten

hätte ein Verhalten wie das meines Mannes ganz sicher das Aus bedeutet. Aber sollte unser Kind unverschuldet den Preis für die Dummheiten der Eltern zahlen? Deshalb mein Rat: Lieber zweimal überlegen.“ Nun könnte eine solche Situation zweifellos in jedem anderen gesellschaftlichen Bereich entstehen. Nur – wäre es hier schief gegangen, gäbe es bestimmt nicht wenige, die der NVA den schwarzen Peter zugeschoben hätten.

Als Zwischenwertung befragten wir Frau Professor Lykke Aresin, Oberarzt der Neuro-Psychiatrischen Abteilung für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Universitätsfrauenklinik Leipzig. Dies ihre Zwischenbilanz unserer Umfrage: „Ausgangspunkt der Überlegungen muß sein, daß, egal, ob der Partner bei der NVA seinen Ehrendienst leistet oder sonstwo arbeitet, ein Kind stets eine Bereicherung für jede junge Ehe ist. Mann und Frau sollten sich besonders gut in Situationen der Trennung verstehen. Die Armeezeit ist doch eigentlich immer eine Bewährungszeit für junge Menschen, eine Probezeit. Natürlich wird es für die werdende Mutter schwieriger sein, die Zeit der Schwangerschaft allein zu meistern. Doch andererseits – ihr Mann leistet seinen Beitrag zur Sicherheit unseres Landes, in dem das junge Leben unbeschwert aufwachsen kann.“ Werte Frau Professor, es wird Sie sicher freuen, wenn ich Sie auf diesem Wege mit der Ansicht von Heike Held (19), Studentin, bekannt mache: „Wenn es nun schon mal passiert ist, will ich das Kind auch haben. Man muß als Mädchen eben vorher wissen, wie man sich in solcher Situation verhält. Ich finde, wenn man sich liebt und wenn die militärischen

Vorgesetzten dafür Verständnis haben, dann lassen sich schon viele Probleme lösen, die aus der Situation Wehrdienst–Kind entstehen können. Ein Kind ist für mich größter Beweis für die Liebe, und das ist das Wichtigste.“

Nun sind die Möglichkeiten der Geburtenregelung vielfältig. Das Kind kann also ziemlich exakt eingeplant werden. Zugegeben, etwas provokatorisch stellten wir die Frage: Was halten Sie von folgender Meinung einiger Zeitgenossen: Erst den Wehrdienst ableisten, dann alles anschaffen bis hin zum Auto, und danach kann an ein Kind gedacht werden? Die 20jährige Lehrer-Studentin Ute Wittenberg war geradezu empört über unsere Frage: „So kann doch kein normaler Mensch denken. Das ist doch totaler Blödsinn. Wie kann man nur so egoistisch sein?“ Kerstin Bormann, die gleichfalls Lehrerin werden möchte, war ebenso böse über solche Denkweisen: „Erst das Auto, vorher noch den Wehrdienst, dann dieses und jenes – und mit großem Abstand das Kind. Fürchterlich, dieses üble materielle Denken.“

Ganz einfach drückt sich Unteroffizier Jörg Tirschenbach (21) aus: „Mir nützt kein Auto oder eine Wohnzeileinrichtung etwas, wenn die Frau abhaut, weil wir kein Kind haben. In unserem Staat wird viel fürs Kind getan, daß sich viele unbeschwert an Kindern erfreuen können – auch als Wehrpflichtige. Kinderlosen Partnern gehen viele schöne Stunden des Familienglücks verloren.“

„Erst Wehrdienst, alles anschaffen, dann Kind, das zeugt von Egoismus und spießbürgerlichem Denken. Da wird doch das Kind zum Ding degradiert. Wo bleibt denn da die Liebe, das Herz?“, protestiert Offiziersschüler Klaus-Dieter Weiß (23). Und auch Offiziersschüler Peter Voß (19) erregt sich: „Ein Kind kommt, wenn die Liebe dazu da ist. Klar, man sollte es schon planen, jedoch nicht wie ein Möbelstück.“

Aus all den Meinungen geht hervor, daß der Kinderwunsch und seine Erfüllung vorwiegend *nicht* von den äußeren Umständen des Wehrdienstes abhängig gemacht werden. Sicherlich, unsere aktuellen Umfragen sind nicht repräsentativ, aber sie deuten doch Tendenzen an. Das zeigt auch die Leserpost.

Das Thema in dieser Ausgabe ist ein Nachtrag zum Jahr des Kindes. Und Kinder werden nur glücklich sein und gedeihen können, wenn der Frieden in der Welt erhalten bleibt. Nun, und so mancher Vater eines kleinen Windelpakets trägt dafür die Uniform und eine geladene Maschinenpistole.

Das Schlußwort zu dieser Umfrage soll ein Mediziner haben, der täglich nicht nur mit körperlichen Leiden der Soldaten befaßt ist, sondern auch mit ihren Kümernissen. Es ist Hauptmann Hessel, Arzt in der Friedrich-Engels-Kaserne: „Für eine glückliche Liebe, zu der eben auch Kinder gehören, sind in unserer Gesellschaftsordnung die besten Voraussetzungen gegeben. Bei uns wird keinem die Wohnung verweigert, weil er Kinder hat. Niemand braucht sich Sorgen zu machen, wie er die medizinische Betreuung seiner Kinder bezahlen soll, denn sie ist kostenlos. Die allgemeine Förderung unserer Kinder und Jugendlichen ist in einer Vielzahl von Gesetzen festgeschrieben. Dadurch werden günstige Bedingungen für ihre körperliche und geistige Entwicklung geschaffen. Sich vor der Armeezeit des Mannes ein Kind zu wünschen bedeutet, daß die Frau ohne ihn alle Alltagsorgen bewältigen muß, zumeist während der Schwangerschaft. Auch gemeinsam zu erleben, wie sich das Kind entwickelt, im Mutterleib und danach, bleibt ihnen zum Teil versagt. Jede Frau wird es als großes Glücksgefühl empfinden, wenn die Hand ihres Man-

nes die ersten Kindbewegungen wahrnimmt. Der ‚dienende‘ Vater wird möglicherweise auch einen größeren Abstand zu dem Neugeborenen haben als der junge Vater, der sein Kind täglich erleben kann. Selbstverständlich wird sich der Vater im Waffenrock Sorgen machen. Gut wäre es, wenn auch seine Vorgesetzten daran einen gewissen Anteil nehmen würden. Aber in dieser Beziehung ist mancher Zugführer oder Kompaniechef überfordert, zumal wenn er selbst noch keine Familie hat. Deshalb sind stabile Beziehungen der beiden Eheleute, sind Liebe, Vertrauen und gemeinsame Verantwortung die sicherste Garantie.“

Hauptmann Hessel und auch ich können das Für und Wider, das sich in unserer heutigen Fragestellung verbirgt, nicht endgültig ausbalancieren. Eines hat sich aber vielleicht doch gezeigt: Wir haben eine Gesellschaft, die kinderfreundlich ist und die jedes Jahr ein Jahr des Kindes feiern könnte. Das ist doch mehr als nur eine Ermutigung, nicht wahr?

Dieser festen Überzeugung ist
Ihr Oberstleutnant

Wolfgang Matthies

Um diese kinderfreundliche Umfrage mühten sich: Der inzwischen beförderte Oberleutnant d.R. Rainer Polzer, Leutnant d.R. Jens-Jürgen Sell, Major Heinz Preibisch, Gefreiter Eckhard Bahr, Feldwebel d.R. Michael Helbig, Gefreiter Reinhard Göber, Korvettenkapitän Bernd Fiedler, Oberleutnant Karsten Parchmann und Inge Fischer.

Illustrationen: Fred Westphal



Ein reines „Miß“-Vergnügen

Fortsetzung von Seite 61

Bühnen in kapitalistischen Ländern zu behaupten weiß, trete ein wenig energischer auf, gebrauchte ihre Ellenbogen und habe auf Reporterfragen Routineantworten bereit. Doch buchstäblich erst nach dem zweiten Stück Bienenstich taute Sylvia auf. Ganz recht, Bienenstich! Das ist ihr Lieblingskuchen, der neben anderen Köstlichkeiten stets frisch duftend in der elterlichen Bäckerei auf sie wartet. Und Sylvia kann allerhand verdrücken. Glücklicherweise braucht sie sich bei keiner Mahlzeit zu beschränken. Lediglich vor dem Auftritt wird gefastet.

Auch für uns von der AR war zu Hause in Beelitz ein großer Kuchenberg aufgetürmt. In so gemütlicher Runde, zu der sich auch Sylvias Eltern und ihre Schwester Andrea gesellten, kam man bald ins Erzählen. Uns interessierte natürlich das Geheimnis dieses Künstlernamens. Sylvias Mutter, der der Stolz auf ihre Tochter aus den Augen leuchtete, klärte uns auf: „Alljährlich fanden in dem bulgarischen Schwarzmeerort Albena Schönheitswettbewerbe statt. Unsere Sylvia war dort in Urlaub. So aus Spaß hat sie sich auch beteiligt und dreimal hintereinander das Rennen gemacht. Na, und dieser Miß-Titel brachte uns auf die Idee. . .“

Das sowjetische Mosfilm-Studio war übrigens fix am Ball. Es produzierte einen kleinen Film über Albena, und Sylvia übernahm gewissermaßen die Hauptrolle. Der Film soll viel Anklang gefunden haben. Kein Wunder, diesem Mädchen zuzuschauen ist schon eine Freude. Und genau das will Sylvia mit ihrer Kunst auch erreichen: „Ich möchte ein wenig Freude bringen und dem Publikum gefallen. Natürlich, Applaus und Blumen sind etwas sehr Schönes. Am liebsten aber ist mir, wenn ich merke, die Zuschauer halten bei einem schwierigen Trick den Atem

an, wenn sie also den akrobatischen Teil meines Auftritts schätzen und nicht nur das Drum und Dran.“

Das Drum und Dran, das sind zum Beispiel die Kostüme, diese winzigen Flittersäckelchen aus Federn und Glitzerkram. Sylvia näht sich alles selbst, das ist ihr Hobby. Und alles sitzt und paßt vorzüglich. Muß es auch. Denn wenn sich Sylvia beispielsweise soweit rückwärts biegt, bis sie mit strahlendem Gesicht zwischen ihren Fußgelenken auftaucht und dabei noch freundlich mit dem großen Zeh winkt, dann möchte schon nichts rutschen, nicht wahr. Eine solche Panne ist ihr noch nie passiert, und immer gelangen ihr auch die kniffligsten Tricks. Dennoch hat Sylvia vor jedem Auftritt entsetzliches Lampenfieber. Das steigert sich mitunter bis zu Magenkrämpfen. Sie möchte halt ihr Publikum nicht enttäuschen. Eine saubere artistische Arbeit will sie zeigen und in jeder Phase angenehm und reizvoll wirken. Eine wichtige Voraussetzung: Es muß warm sein. Kälte ist für sie ein arger Feind. Vor jeder Vorstellung braucht die Artistin eine volle Stunde, um sich ganz warm und locker zu machen. Die Muskulatur muß völlig entspannt und erwärmt sein. Wer Sport treibt, weiß ja, wie schmerzhaft Muskelrisse sind. Sylvia hat sie auch nicht immer vermeiden können, obwohl sie eisern Tag für Tag trainiert, ob sie sich gut fühlt oder schlecht, auch im Urlaub, auch mit Fieber, ganz egal. Ein versäumtes Training wirkt sich bereits auf die Balancefähigkeit und auf die Bein- und Rückenweichheit aus. Da muß sie schon manchmal die Zähne zusammenbeißen. Das hat sie auch in anderer Hinsicht lernen müssen. Zum Beispiel die Liebe ist so ein Kapitel – wann findet eine Artistin, die dauernd in der Welt umherreist, schon Zeit für die Liebe? Trotzdem möchte Sylvia später gern Kinder haben und „einen richtigen Mann“, wie sie sagt.

Sie ist vernarrt in Kinder. Das wird ihr sehr nützen, wenn sie in fernen

Jahren dereinst von der Bühne Abschied nehmen wird. Dann nämlich möchte sie als Trainerin arbeiten, mit Kindern, mit dem Berufs-Nachwuchs. Sylvia hat selbst erfahren, wie wichtig eine sorgsame Betreuung der heranwachsenden Artisten ist. Als kleines Mädchen kam sie zum Kinderballett des Hans-Otto-Theaters in Potsdam. Da konnte sie gerade ein bißchen Spagat und die Brücke. Doch aufmerksame Fachleute haben bemerkt, daß hier ein Talent schlummerte, welches zutage befördert und gefördert werden mußte. Mit nur dreizehn Jahren bestand Sylvia die Aufnahmeprüfung an der Fachschule für Artistik. Auch dort beobachtete man sehr genau ihren künstlerischen Ausdruck und vor allem ihre außergewöhnliche Biegsamkeit. Also tat man das Richtige und bildete sie als Kautschuk-Tanz-Akrobatin aus. Nach zweieinhalb Jahren Fachschule hatte das Mädchen einen Förderungsvertrag und das erste Engagement in der Tasche.

Wenn heute ihre meisten Auslandsgastspiele verlängert werden, wenn ihr Terminkalender selten ein freies Plätzchen hat und wenn sich, wie sie vorsichtig andeutet, wohl nun auch unser Film dieses Mädchens besinnt, dann spricht das alles für die gediegene Arbeit und die Ausstrahlung der Artistin. Sylvia geht gern auf Reisen, so schwer ihr auch jedesmal der Abschied von zu Hause wird. Am liebsten fährt sie ins sozialistische Ausland. „Die Herzlichkeit da ist so wohltuend, auch unter den Artisten. In den westlichen Ländern drücken sie sich gegenseitig an die Wand. Aber natürlich sind wir DDR-Artisten stolz darauf, gerade dort zu zeigen, was wir können“, betonte sie.

Wenn wir dieser sympathischen Künstlerin weiterhin Hals- und Beinbruch wünschen, dann um Himmels willen nur das nicht, sondern im übertragenen Sinne viel, viel Glück.

Text: Karin Jaeger

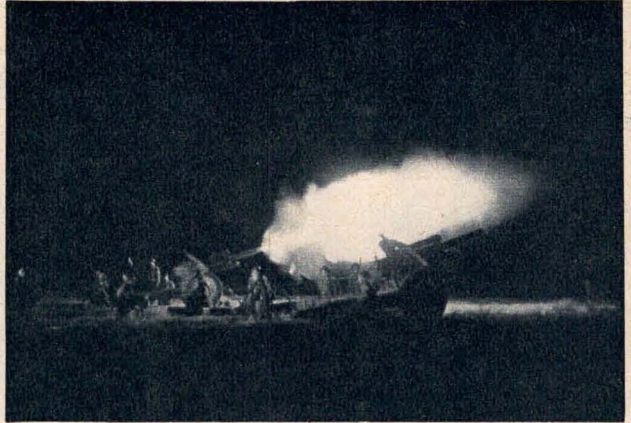
Fotos: PdR/Hirschfeld (1);
Hans-Peter Gaul

Foto: Manfred Uhlenhut





*UNSER TITEL: Start einer MiG-21 zum Nachtflug.
Foto: Manfred Uhlenhut*



UNSER POSTER: Nachtschießen einer 122-mm-Haubitzbatterie unserer sowjetischen Waffenbrüder. Das Foto „schoß“ Oberst E. A. Udowitschenko



Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau“.
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim
Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst Z. Zakow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červený – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis:
1,- Mark, Erscheinungsweise und Inkasso-
zeitraum: monatlich, Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen
des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT
zu entnehmen.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion.
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die
Deutsche Post und den NVA-Buch- und
Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin,
104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den
sozialistischen Ländern über die Postzeitungs-
vertriebs-Ämter und in allen übrigen
Ländern über den internationalen Buch-
und Zeitschriftenhandel. Bei
Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen
Ausland wenden sich Interessenten bitte an
die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener
Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig,
Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-
WERBUNG Berlin, 1054 Berlin,
Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715
und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen
der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK,
Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joschim Hermann.
Printed in GDR.

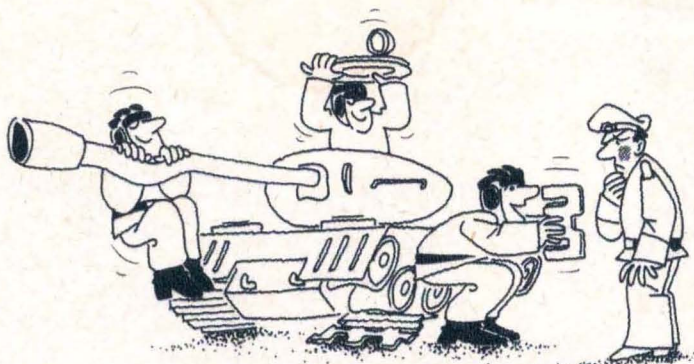
Redaktionsschluß dieses Heftes:
30.12.1979

INHALT

- 3 Was ist Sache?
- 4 Keine Engel, keine Heiligen, keine Heroen
- 6 Das dritte Auge
- 10 AR international
- 12 Mit MPI und Ski
- 16 Postsack
- 20 Kenntnis oder Faszination
- 22 Die Lüge
- 30 Die schwimmende Haubitze
- 36 Die Schauhürden nehmend...
- 42 Wetterleuchten
- 46 Mini-Magazin
- 48 9. Fotoschau der Grenztruppen
- 52 Entscheidung im Spurt
- 56 Deco II, Zephir und so weiter
- 60 Ein reines „Miß“-Vergnügen
- 63 Waffensammlung/Fesselballons
- 67 Das Muttergedenken
- 68 Oberfeldwebel Vera
- 72 Typenblätter
- 74 Bildkunst
- 76 Rätsel
- 78 Reservistenbriefe
- 84 Meile als Medizin
- 88 KZ am Rio de la Plata
- 92 Wann soll es denn kommen?



„Meine Knie sind durchgedrückt!“

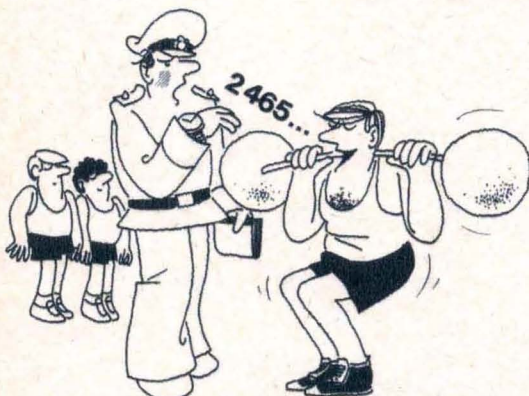


„Wir dachten, etwas militärische Körper-
ertüchtigung in der Gefechtspause kann
nie schaden!“

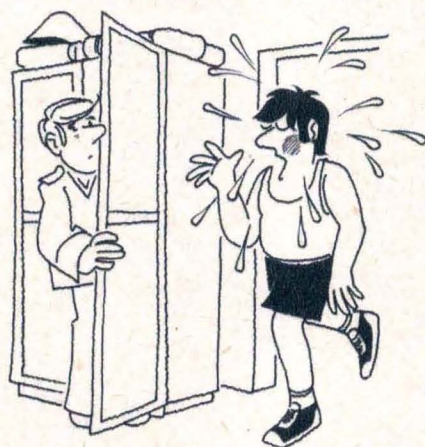
MKE

MIT KOMISCHEN EINFÄLLEN

VON GERHARD HERMA



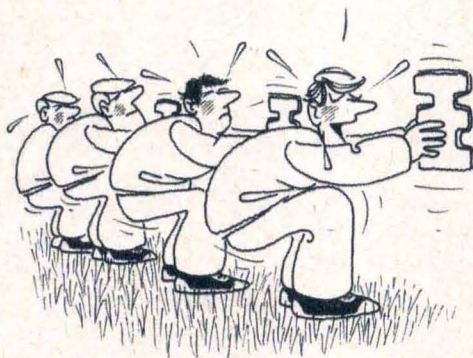
„Schluß jetzt! Unsere zwei Stunden MKE
sind um!“



„Von wegen Regen – MKE!“



„Der Schnellste ist er nicht, aber beachten
Sie seine Grazie!“



„Es sollen schon Panzerketten aus Plast
im Gespräch sein!“



Biegsam
wie
eine
Feder:

DDR- Artistin Miß Albena

Foto: Hans-Peter Gaul